



schließen soll, wird in den nächsten Tagen zusammenzutreten, dessen Verhandlungen über hat dafür drei Vertrauensmänner bestimmt.

### Die kommende Ernte.

Die zahlreichen Zeitungsnotizen über die zu erwartende gute Ernte lassen in der Bevölkerung wieder überrückende Hoffnungen und Erwartungen, andererseits aber auch gewisse Befürchtungen entstehen. Zunächst ist festzustellen: Wir haben eine Ernte zu erwarten, die im Vergleich zur letzten wirklich als gut bezeichnet werden kann, aber welche, wir haben sie zu erwarten; bis zu ihrer endgültigen Bewertung vergehen noch Wochen, und es muß immerhin mit der Möglichkeit, wenn auch nicht Wahrscheinlichkeit, gerechnet werden, daß bei der Bewertung noch Schwierigkeiten auftreten können. Wenn also jetzt das noch ausstehende endgültige Ergebnis der zu erwartenden Ernte zur Begründung bestimmter Forderungen benutzt wird, so erkennen man wohl eines weiters, daß diese Forderungen rechtlich verfehlt erhoben werden.

Überflüssig ist aber auch die Bestärkung laut geworden, daß die guten Erntebefürchtungen dazu bereiten könnten, namentlich die nötige Vorsicht außer acht zu lassen und mehr aus dem Vollen zu wirtschaften. Diese Befürchtungen sind natürlich völlig grundlos. Die verantwortlichen Staatsämter sind sich der ihnen gestellten Aufgaben wohl bewußt und haben mit Gründlichkeit und Genauigkeit einen Wirtschaftskalkül festgestellt, der die Ermäßigung der deutschen Wästel unter allen Umständen sichert. Wir dürfen selbst nach der Einbringung einer wirklich guten Ernte über diese noch nicht aus dem Vollen verfügen, denn wir können im Kriege nicht mit den Faktoren rechnen, mit denen wir im Frieden rechnen würden. Die Deckung des größeren Bedarfs unserer Wehrmacht muß in Kriege naturgemäß mit anderen Mitteln eingedeckt werden, wie dies im Frieden geschieht.

Eine beträchtliche Menge von menschlichen und tierischen Nahrungsmitteln, die wir aus dem Auslande bezogen, muß durch die Erträge des eigenen Bodens ersetzt werden. Es verbietet sich von selbst, hier all diejenigen Faktoren anzuführen, welche bei der Auffüllung des Wirtschaftsplanes für die neue Ernte berücksichtigt werden müssen. Maßgebend können für die verantwortlichen Stellen einzig und allein diejenigen Punkte sein, welche die unbedingte Sicherheit bieten, die Ermäßigung des deutschen Wästel auch für die Zukunft sicherzustellen, nach der Zeit und die Auslandsverhältnisse unterer Gründe, auch noch weitere neue Schätzlichkeiten ausfinden.

Gewiß ist der Wunsch der Bevölkerung nach einer Aufbesserung der Brotration, bzw. der Landwirte nach verstärkter Futterumstellung wohl berechtigt und verständlich, aber wir können das Ziel nicht verteilen, bevor wir den Wästel erledigt haben. Haben wir erst die gute Ernte sicher unter Dach und Deck, werden die notwendigen Schritte befohlen werden, bis dahin müssen wir uns aber in Geduld fassen, denn Entschädigungen sind schwerer zu ertragen, als etwaige angenehme Überraschungen, die uns ja hoffentlich bevorzugen.

### Kriegsfürloge.

Eine Kriegerheimstätte in Reichensberg i. B.  
Eine Kriegerheimstättenanlage ist in Reichensberg in Entstehung begriffen. Der Reichsindustrielle Baron v. Kiebig hat für diesen Zweck eine größere Grundfläche zur Verfügung gestellt und wird aus eigenen Mitteln dreizehn solcher Kriegerheimstätten zur Ausführung bringen, von denen sieben im Aufbau bereits fertig und zwei weitere im Bau begriffen sind. Kriegsbaracken für kaufmännische Angehörige?

### Hexengold.

18) Roman von S. Courbis-Mahler.  
(Fortsetzung)  
Julia berauf ihren Schmerz einen Augenblick und fragte: „Berechnen Sie, daß ich nicht darauf achte.“  
„Siehe, Sie sind angegriffen. Nicht wahr, Sie haben meine Mutter sehr lieb gehabt?“  
„Sie lieb — als mich selbst,“ erwiderte sie leise und ging, unbehilflich, sich lange zu beherrsigen.  
„Julia läßt noch lange in Gedanken verharren auf ihrem Bilde. Wie ernst war das Leben! Wie schwer machen es sich die Menschen gegen sieig, hat sie sich zu helfen! Wie furchtbar mußte ihre arme Mutter gelitten haben!“  
Der nächste Tag verging, ohne daß Julia oder Frau von Sterned auf das Thema zurückkamen. Mit Unmut kam Julia ihrer Hausdame entgegen. Sehr gern hätte sie Frau von Sterned gebeten, ihr von dem Ende ihrer Mutter zu berichten, aber diese sah sehr bedenklich aus, und sie mußte sich Julia nicht bestärken.  
Herbert Somsfeld beobachtete die beiden Frauen mit unruhigem Fortschreiten, besonders seine Bundesgenossin.  
Als man sich am Abend getrennt, ging er wieder in ihr Zimmer mit.  
„Was soll das heißen? Warum gabst du mir nicht das verarbeitete Zeichen? Hast du dein Ziel aus den Augen verloren?“  
Sie lächelte bitter.  
„Daß dies nicht geschieht, dafür sorgen

daß die zur Unterstützung des Mittelstandes vorgehenden Vorarbeiten nach Friedensschluß nicht nur Handwerker und selbständigen Gewerbetreibenden, sondern auch kaufmännischen Angehörigen gewährt werden, welche ohne ihr Verschulden in ihren Verhältnissen zurückgefallen sind.

### Von Nah und fern.

Eine Millionen-Spende für die Nationalküstung. Der Nationalküstung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gebliebenen wurden von der „Dynamit Aktiengesellschaft, normals Alfred Nobel u. Co.“, Hamburg, 1 000 000 Mark spendet. Höhe dieses Beitrags von Dynamit im deutschen Völkern weiter zu werden und reiche Gaben nachfolgen lassen. Gewichtig ist die Aufgabe der Nationalküstung, und weitere Spenden werden dringend benötigt. Auch Staatspapiere und Obligationen werden gern entgegengenommen bei der Geschäftsstelle Berlin W 28, 40, Altesstr. 11.



Kapitän König, der Führer des U-Bootschiffers „Deutschland“.

Kriegsmaßnahme. Die Stadt Leipzig hat von der amtlichen Handelsstelle deutscher Handelstammern in Kalisch (Polen) 12 000 Stück junge Gänse gekauft. Sie sind zur Markt bestimmt und sollen zum Selbstkostenpreis von etwa 10 Mark an Leipziger Einwohner abgegeben werden. Der Preis liegt an Marktfaktoren, die sich verflüchtigen müssen, die schlachtreifen, fetten Gänse wieder an die Stadt zu liefern.

Sarggewinnung in Mitteldeutschland. Die Sarggewinnung wird jetzt in den ausgedehnten Nadelwäldern Mitteldeutschlands mit Eifer betrieben. Wie erfolgreich diese Arbeit sein kann, zeigt die Tatsache, daß in den Wäldern des Fürstentums zu Salzgitter-Kernigrode innerhalb eines Jahres 6000 Jentner Holz gesammelt wurden. Die Gewinnungsarbeiten betragen sich auf rund 27 000 Mark.

Ein Freund der Beeren- und Pilzjämmer. Der Besitzer der Herrschaft Krögenborsch verordnet in der Krenzlauber Zeitung folgende Anzeige: Allen Liebhabern und Liebhaberinnen von Pilzen und Waldbeeren hiermit zur Nachricht, daß die Krögenborscher Herrschaft für dieses Jahr auch ohne Grenzmarkierung offen steht. Eine gute Pilz- und Beeren-Ernte meiner Besucher würde mich mich freuen als bescheidige Dankschreiben und offeneherge Schenkungstüren. v. Armin-Krögenborsch.

Die Einführung einer Katenkriterien beabsichtigt die ostpreussische Stadt Gumbinnen. In den nächsten Tagen soll eine genaue Zählung beim „Vestendamm“ der in Gumbinnen vorhandenen Katen erfolgen.

Erwachen der Eisenbahnarbeiterkraft in England. Bei den englischen Eisenbahnarbeitern droht ein erster Konflikt. Für die Aushebung der Eisenbahnarbeiter zum Militärdienst.

meine Gläubiger. Ich habe erst heute morgen wieder einen Stoß Mahnungen bekommen.“  
Er grünte die Achseln.  
„Ja auch — trösten wir uns. Aber nun sprich, Was bedeutet dein Zaudern, warum hast du die heute nicht ausgeführt, was beschlossen war?“  
„Sie lieh sich in einen Sessel gleiten und sah mit leeren Händen zu ihm auf.“  
„Auf einen Tag kommt es nicht an. Ich komme nicht — ich muß erst meine Kräfte sammeln. Was weißt du, wie es mich gehen würde, als sie um ihre Mutter weinte? Die Götter sind schwerer als ich dachte und mein Herz weniger verhärtet, als ich glaubte. Vor ihren reinen Augen dieses Märchen auszulippen — das war unendlich schwer für mich.“  
Ein Zug von Absicht entstellte sein schönes Gesicht.  
„Zum Teufel! Sentimentalität ist ein Verugs, denn wir uns vorläufig nicht gelassen können. Oder hast du etwa Zeit, mich fallen zu lassen?“  
fragte er drohend.  
Sie schüttelte den Kopf.  
„Mein, ich weiß, daß ich in deiner Gewalt bin. Wir gewinnen entweder beide unser Spiel oder verlieren es zusammen.“  
„Nichtig! Ich sehe, daß du noch klar zu denken vermagst. Nun reiß dich auf und führe deinen Plan zu Ende. Jeden Tag kann uns ein Gerichtsverfahren mit einer Werbung einen Strich durch die Rechnung machen. Dann haben wir das Nachsehen.“  
„Das wird nicht geschehen. Er ist viel zu toll, um Julia in der Trauerzeit einen Un-

stent ist eine besondere Kommission eingeleitet worden, die aus Vertretern der Direktion der Gesellschaft und der Arbeiterkraft besteht. Der Eisenbahnarbeiter ist durch ein Verbot dieser Meetingsverbotlich amlich nicht mitgeteilt worden und sie weigerte sich deshalb bei ihren Entscheidungen, die Beschlüsse der Arbeitermitglieder anzunehmen. Immer den Arbeitern herfür deshalb eine feste Entscheidung, die zu schwerwiegenden Folgen führen kann, wenn die Regierung nicht rechtzeitig eingreift.

Die Explosion in Spezia, über welche vor mehreren Tagen die ersten Nachrichten ohne Zahlenangaben über die italienische Grenze gelangten, hat eine reiche Zahl von Opfern gefordert. Der Subapostel „El“ berichtet aus Lugano: Bei der Explosion in Spezia kamen mehrere Personen um. Allen in der Munitionsfabrik Barbieri wurden über 400 Arbeiter getötet. Außer dieser Zahl wurden noch weitere fünfzehn Fabriken vernichtet.

Neue Waldbrände in Griechenland. Nach französischen Blättermeldungen aus Athen sind zwei neue umfangreiche Waldbrände im Kinetata- und Kitharonaum ausgebrochen. Zehnerif ist vollkommen vernichtet. Von 200 beim Brande von Tzafel Verwundeten schweben einige in Lebensgefahr.

Schnee in New York. Stadt und Bezirk New York litten in den Tagen unter einer Kälte, die seit einigen Tagen eine Temperatur von 40 Grad im Schatten erzeugte. Eine 200 Personen sind dem Nischlag erlegen. Bei schweren Gewittern wurden außerdem mehrere Personen getötet.

Brand in einem New Yorker Arsenal. Ein geschlossener Brand brach in einem der Arsenale New Yorks aus, wodurch 400 000 kleine Granaten zerstört wurden, die zur Abwehr nach der mexikanischen Grenze bereitlagen. Dadurch, daß man das Arsenal unter Wasser legen konnte, wurde die Explosion von Hunderttausenden schwerer Granaten verhindert. Der angerichtete Schaden ist bedeutend.

Ein Kithener-Kathedrale in Kairo geplant. Für Veranstaltung des Festivals in Kairo sollen alle in Kairo an Stelle der anglikanischen Kirche, die für den Gottesdienst nicht mehr benutzt werden kann, eine Kithener-Kathedrale errichtet werden. Die Kosten für den Neubau sollen durch freiwillige Spenden innerhalb des englischen Reiches aufgebracht werden.

### Am Husguck.

Die Herkunft des Viererbandes.  
Ein Wlagger Girard' kreuzt Graf Julius Andraß über die Kriegsergebnisse. In dem Artikel heißt es u. a.:

Sobald unsere Gegner anerkennen, daß sie uns nicht niederringen können, sind die Vorbereitungen des Friedens gegeben. Als die wir uns an allen Punkten eine günstige Lage, wie sowohl der deutsche Kaiser als auch unsere Verbündeten den entscheidenden Streitpunkten vernehmen, während unser Gegner, sobald sie die kleinste Aussicht haben, die Oberhand zu gewinnen, von wilderer Stimmungsung ergriffen werden. Es zeigt sich klar, daß sie nicht früher die Waffen strecken wollen, als bis sie uns zermüdet haben. Bei dem kleinen Wlagger dürfen wir uns nur das eine vor Augen halten: diesen Wlagger gut zu machen; denn unsere Feinde bleiben nicht auf halbem Wege stehen. In dem Augenblick, wo wir schwächer blieben, würden sie uns vollständig zugrunde richten, — dessen sind wir uns alle bewußt, dessen ist sich auch unsere Nation wohl bewußt, und dementsprechend empfindet und handelt auch ein jeder von uns. Wästelern wir uns in der nächsten Vergangenheit ernstlich mit dem Gedanken an einen Frieden bezogen, denn heute alle auf ein Kampf und rüsten für denselben.

### Serbische Wästel.

Unter den bei der Einnahme von Niß von den Bulgaren noch vorgehenden Befehlenden des serbischen Staatsarchivs ist auch ein umfangreiches Wästel über den Mordplan gegen den

trag zu machen. Ein Glück, daß es nicht von dem Abbleben des Graien gelohnt, sonst wäre für uns nicht mehr viel zu holen gewesen als ein Abstandsgeßel von dem Wästelgum oder ein Wästel von der Frau.“

„Wahro, jetzt bist du wieder logisch. Und da das Glück auf unserer Seite war, wollen wir es auch benutzen.“

„Du hast recht. Also morgen. Sobald ich den richtigen Zeitpunkt gekommen glaube, gebe ich dich das Zeichen. Dann laße ich dich mit Julia allein und lasse dich ihr unbehilflich sein.“  
„Sag mir — sage nicht zu viel und nicht zu wenig.“  
„Sobald du sie dann verlassen, gehe ich zu ihr und mache Schluß. Verstanden?“

„Unbeleg, ich kenne meine Rolle.“

Am nächsten Morgen lagte Somsfeld Julia gegenüber eine gedrückte, melancholische Stimmung an den Tag. Er starrte sie oft lange, wie in ihrer Absicht verharren, und sprach, wenn sie das Wort an ihn richtete. „So hatte er schon am Tag zuvor gehalten. Da waren aber Julius Gedanken noch zu viel mit ihrer eigenen Anlegenheit beschäftigt gewesen. Heute wurde sie auf ihn aufmerksam, und nun fiel ihr auch die Szene mit der Schelle wieder ein.“

Eine unbehagliche Empfindung besiel sie. Abgelenkt durch die Wästelungen, Daß Somsfelds war ihr kein Verhalten nur nicht zum Bewußtsein gekommen. Nun beruhigte sie sein dühnteres Wesen. Sie zwang sich zur Unbehagenheit. „Was ist Ihnen, Herr von Somsfeld? Sie kommen mir seit gestern so gedrückt, so verändert vor?“  
„Er sog ihre Hand mit Inbrunnit an die

äherreichlichen Thronfolger mit den Namen der daran beteiligten serbischen Offiziere geteilt. Diese Namen wurden den Befehlengenannten mitgeteilt, die serbische Offiziere haben. Es ist es jetzt gelungen, in einem Gefangenenausrück den serbischen Obersten Radomisch als Mitschuldigen an der Ermordung des Erzherzogs Thronfolgers Franz Ferdinand und dessen Gemahlin auszuwählen. Das Verhör hat die Genußigkeit gegeben. Oberst Radomisch ist sofort verhaftet und zunächst in das Garnisongefängnis in Salzburg gebracht worden. Er kommt zur Beurteilung vor das Kriegsgesicht in Sarajevo. Oberst Radomisch gehörte zu den serbischen Offizieren, die auch an der Ermordung des Königs Alexander und der Königin Draga beteiligt waren.

### D'Annunzio, der Tapfere.

Zu feierlicher Veranstaltung auf dem Marktplatz zu Venedig wurde Gabriele D'Annunzio, weniger als Vätergänger denn als ältester Vetter bekannt, die Tapferkeitsmedaille überreicht. Er hielt eine Rede, in der der schonen Satz voram: „In diesen beschämten aller Kräfte schmeigen die Völkern.“ Er dachte nicht an seine Ober, nicht an die englisch-französischen Kriegsergebnisse, die alle zwei Stunden erscheinen, und nicht auf die drohenden aller Ligen, die je in der Welt gelogen worden sind, die von ihm und seinen Viererbanden kommen.

### Kriegsgefange in Frankreich.

Französische Gefangenenen. — In der Kathedrale von Reims. — In der Feuchthe eingeperrt. — Ein menschlischer Wästel. — Willkürige Jauern.  
Zu den ergreifendsten Schicksalen des Schicksals der Kriegsgefangenen in Frankreich gehört die Ermordung eines deutschen Majors, der auf Grund seiner schweren Verwundung ausgetauscht wurde. In der Marke-Schlacht zu Anfang September 1914 durch einen Stoffschwer verwundet, wurde er auf einen Kranwagen von deutschen Schwestern nach Reims gebracht, geriet aber im Lager, als die Feinde die Stadt wieder besetzten, in französische Gefangenenen. Die deutschen Verwundeten wurden nun in die Kathedrale von Reims geführt, um dort während der Besetzung zu bleiben.

Am 17. September erschien ein höherer französischer Sanitätsoffizier und sagte wörtlich: „Meine Herren, Ihre Bundesleute besetzen die Kathedrale, es wird bald Papier geben. Sie sollen die ersten sein.“ Eine halbe Stunde später wanderte ich am Arm eines französischen Sanitätsoffiziers durch die dicht bevölkerten Straßen. Daß es bei diesem Gange nicht ohne die empfindlichen Stimmungen abging, wird jeder begreifen, der die leicht erregbare Volksseele unserer westlichen Nachbarn kennt. So fanden sich nun allmählich in der Kathedrale etwa 100 zum Teil schwerverwundete deutsche Offiziere und Mannschaften ein. In dem Meistebau der Kirche lagen wir auf dem Strohschub, der nur ganz spärlich mit Fellen bedeckt war. Sämtliche Ausgänge waren durch französische Wästel besetzt, die mit aufgestangtem Bajonett Wästel hielten.

Da der Besetzung eine Pause eingetreten war, herrschte in der Kathedrale ein lünetes Leben. Zwischen den Gefangenenen bewegten sich nicht nur französische Offiziere und Mannschaften, sondern auch Zivilpersonen. Eine der letzteren ging mit uns ein Gespräch an und meinte ganz hiebei, es sei gar nicht zu verurteilen, daß die Deutschen die Kathedrale besetzten, nicht handeln auf den Boulevards, sondern in französische Batterien. Diese Meinungsbildung schien einem französischen Antozifizer wenig zu gefallen, denn er beförderte den Schwäger jetzt unruhig hinaus. Eine kleine Episode möge hier noch erwähnt sein, die ein großes Licht auf die Mitternacht französischer Offiziere verminderte. Gefangenene gegenüber mir ein junger Leutnant trat an mich. Offiziere heran, ich uns mit verächtlichem Blick an, beschimpfte aus grüblischen unseren Kaiser, den Kronprinzen und das deutsche Offizierskorps. Nachdem er so seinen Gemütsausbruch gegeben, lie er vor uns aus und wandte sich,

Sippen und sah ihr mit einem lächerlichen Ausdruck in die Augen. „Fragen Sie mich, teuerste, gnädigste Komte. Es gibt Dinge, über die man nicht sprechen kann.“

Er legte die Hand über die Augen und wandte sich wie in fester Bewegung von ihr ab. Sie sah betreten zu ihm auf. Da aber Frau von Sterned eben in das Zimmer trat, wurde das Gespräch abgebrochen. Nach dem Willkür ging Julia in die Bibliothek, um ein Buch zu holen. Somsfeld hatte einige Tage zuvor gehalten in die Familienfront der Anwesenheit Somsfeld nehmen zu dürfen, weil er sich für Katharina Charlotes Schicksal interessierte.

„So fragte sie ihn, ob er sie begleiten wollte. Derbert blühte zu keiner Lante hinüber. Diese machte ihm verflochten ein eigenmächtiges Zeichen mit der Hand.“

Er verbeugte sich vor Julia.  
„Nun Sie gelassen, gnädigste Komte.“  
Sie gingen nebeneinander durch die Zimmerreihe bis zum Ende. Die Bibliothek bestand sich direkt neben dem östlichen Turm. Sie stand nicht offen wie die anderen Zimmer. Julia trat ein und Herbert schloß die Tür hinter sich.

Dolly war ihnen unbemerkt gefolgt und ließ sich nun als Wästel in einem Sessel des nebenanliegenden Zimmers nieder.

In der Bibliothek befanden sich an jeder Wand hohe Bücherregale, in den Fensterräumen Sitzbänke, und die breiten Fensterbretter bildeten gleichsam Tische. In der Mitte des Raumes stand ein großer, schwerer Eschenschild mit geschlitzten Füßen. Um diesen Tisch gruppierten sich bequeme Sessel. Julia trat an eines der







Wöchentliche Beilage zu über hundert angesehenen deutschen Zeitungen.  
Expedition und Annoncen-Aannahme: Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. (Auch durch alle größeren Annoncen-Bureaus.)

29. Jahrg.

### Der letzte Trumpf.

Gesellschaftsroman von Guido Krenzer.  
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Sör mal“ . . . sagte Jochen Stord entrüstet . . . „Du bist ja 'n lieber Gastgeber! Am End tut's Dir schon wieder leid, daß ich überhaupt hier bin! Aber bilde Dir . . . also Hans, tu mir den einzigsten Gefallen und grins nicht andauernd wie ein Honigfuchspferd! Das macht einen ja ganz nervös!“

„Du bist es schon seit gestern früh!“ Der lange blonde Riese erhob sich achselzuckend.

„Kein Wein! Du siehst Gespenster, hoher Herr! Zur Nervosität lag bis jetzt noch nicht die mindeste Veranlassung vor!“

Damit trat er zur Wand und begann die einzelnen Gehörgruppen einer sachmännisch interessierten Musterung zu unterziehen. Denn soviel hatte er schon seit gestern gelernt, daß ein Schneider kein Spießer mehr und daß ein gewerkter Kronenachter begehrenswerter ist, als ein zurückgesetzter Sechserbock.

Wohl minutenlang war es still im kuschelig behaglichen Herrenzimmer des Dravehner Gutshauses — so still, daß man drüben von den Pferdeställen her das klirrende Reitzen einer Halfterfette hören konnte. Wahrscheinlich bearbeitete der „Zivio“, der zweijährige Hunterwallach, wieder die Bohlen seiner Box mit den Hufen, weil ihm die Unruhe des nahen Vorfrühlings im Blut saß.

Und in dieses verhaltene Schweigen hinein erkundigte sich Hans von Protendorf unvermittelt und beiläufig: „Sag mal, Jochen, was hältst Du eigentlich von der kleinen Maud Ashton?“

Zählings fuhr der Baron herum; starr sah er dem Andern ins Gesicht. „Von wem?“

Der Hausherr hatte den beinernen Brieföffner ganz mechanisch vom Schreibtisch genommen, ließ ihn zwischen den Fingern rotieren. So vertieft schien er in dieses Spiel, daß er nicht einmal auffah.



Für wen? Nach dem Gemälde von B. Schibert.

„Ich hätte wirklich mal gern Deine — e — unbefangene Ansicht gehört. Nämlich der Bruder ist mir sehr sympathisch.“

„Mir auch! Riesig sympathisch sogar!“  
 „Aber ich finde — er und die Kleine sind ein paar so ungleiche Geschwister, wie man es selten beobachtet.“

„Absolut keine Ähnlichkeit! Weder innerlich noch äußerlich!“ versicherte der Garbedragonier mit heiserem Fanatismus. Hans Krottendorf hob scheinbar überrascht den Kopf.

„Du hältst demnach nicht übertrieben viel von ihr?! Das wundert mich eigentlich; denn in den drei oder vier Tagen Eurer Bekanntschaft hattet Ihr Euch doch eigentlich erstaunlich gut angefreundet. So mußt Du sie doch schon besser kennen als ich. Und gerade deshalb würde mich Dein ehrliches Urteil interessieren.“

„Zu welchem Zweck denn?“

Darauf lächelte der Hausherr; langsam schob er die Schultern hoch.

„Muß man denn immer gleich einen bestimmten Zweck bei derartigen Fragen verfolgen?“

„Du ja! . . .“ sagte der blonde Güne zwischen den Zähnen. Ein, zwei Herzschläge verhielt er; dann warf er jählings den Kopf zurück. Die Schläfenadern zuckten und zitterten; und in dem sonst so gutmütigen Gesicht brannten die Augen finster und fast drohend.

„Und ich will Dir auch hier gleich den Zweck Deiner Fragen nennen, Hans: — Du denkst an eine Ehe mit Maud Ashton!“

„Aber mein . . .“

Der Baron hob ruckhaft, beinahe herrisch die Rechte. Es war ersichtlich — er mühte sich um Fassung; und doch konnte er nicht verhindern, daß ihm ein bitteres Lächeln um die Lippen spielte.

„Ich denke, Hans, wir sind alte Kameraden und haben es gegenseitig noch stets mit der Ehrlichkeit gehalten. Du hast Dich, soweit meine Erinnerung reicht, nie um Frauen bemüht und gesagt. Und wenn Du jetzt plötzlich . . . also es geht mich natürlich den Dummel was an und ich hab überhaupt kein Recht, mich in solchen internen Fragen an Dich zu drängen. Aber ich meine, wir wollen doch hier keine Komödie spielen.“

„Dasselbe meine ich auch!“

„Also dann nenn' doch schon das Kind beim richtigen Namen!“

Der Hausherr gehorchte lachend. „Maud Ashton!“

Und als Jochen Stord ihn daraufhin verdutzt musterte, stand er auf, kam um den Schreibtisch herum und legte seinem Kumpan herzlich die Hand auf die Schulter.

„Mein lieber Junge, Du bist ein ausgezeichnete Soldat und wahrscheinlich auch ein guter Christ — aber ein elend schlechter Diplomat!“

„Aber weil wir nämlich im Kreise herumgelaufen sind und jetzt da wieder stehen, von wo wir vorhin ausgingen: — Deine nette kleine Engländerin!“

„Wo ich gebe zu, daß sie so ungefähr alle irdischen Reize in Reinkultur besitzt. Aber vielleicht hast Du auch schon mal davon gehört: — Eine Frau verliert nur dann ihr Herz, wenn sie genau weiß, wer es finden wird! Bei mir aber hat sie es bestimmt nicht verloren.“

Und das Endergebnis: — ich hoffe, Du hast mich hinreichend verstanden!“

Der lange Raban riß die Augen auf und fuhr sich verzweifelt durch das blonde Haar.

„Ich Dich verstanden? Aber Menschenkind — keinen Schimmer von Ahnung!“

Hans Krottendorf wandte sich wieder dem Schreibtisch zu. Er erkundigte sich über die Schulter: — „Und Du behauptest noch immer, daß ich den reizvollen Vorzug Deiner Anwesenheit lediglich Deiner Sorge um den Familienanschluß meiner Räuber und Mastochsen zu verdanken habe?“

„Natürlich!“ erklärte der Garbedragonier mit dem Brustton des ehrlichen Mannes.

Da schüttelte sein ehemaliger Regimentskamerad nur leicht verwundert den Kopf.

„Also demnach hast Du mit Deinen achtundzwanzig Jahren noch nicht mal gelernt, wenigstens einigermaßen glaubwürdig zu schwindeln!“

„Jetzt aber bin ich schadensfroh genug, die Einladung zur Treibjagd für uns beide anzunehmen. Und wenn ich auch ernste Bedenken habe, daß Du von neun Gassen mindestens zehn am Leben lassen wirst — vielleicht dämmert Dir bei dieser fruchtlosen Tätigkeit wenigstens die Erkenntnis, weshalb Du mich nun wirklich so Hals über Kopf von der Riviera hierher geschleppt hast!“

Der Oberleutnant Freiherr von Stord stand beträchtliche Zeit in Nachdenken versunken. Allgemach aber glommt in

seinem Gesicht ein seliges Lächeln auf und er dröhnte mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt war: — „Hoher Herr, Du bist zwar ebenso hinter wie listig und redest in Hieroglyphen. Nichtsdestotrotz hoffe ich mit Gottes Hilfe demnächst den weisheitsvollen Erfahrungssatz aufzufanden zu machen, der da besagt: — das glücklichste Familienleben führt ein kinderloser Witwer!“

10.

Wenn in späteren Jahren bei irgendeiner Gelegenheit — im Kasino auf Gesellschaften oder am Billard — das Gespräch auf Verlobungen kam, dann pflegte der lange Stord bedeutungsvoll den Zeigefinger zu heben und sich wie folgt zu äußern: — „Vor allen Dingen, meine Herren, versuchen Sie sich Ihrer Auserwählten niemals in einem Hause zu nähern, wo man Jähner züchtet und auf Sekhennen Wert legt! Sonst kann es Ihnen passieren, daß Sie sich mit der Sekhenne verloben und Ihre Angebetete in irgend einer Scheumede auf das noch warme Gelege praktizieren! Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, halten Sie mich für geistig minderwertig; aber Sie sollten es nicht tun — ich weiß ganz genau, weshalb ich warnen! Ich habe meine Erfahrungen hinter mir!“

Und das durfte er wirklich getroffen von sich behaupten. Denn dieses feuchte Drama am Kratwischer Statetenzaun . . . es war eine ganz tolle Geschichte.

Im allgemeinen pflegte sich Jochen Stord eines klaffertiefen gewissenhaften Dauerschlafes zu erfreuen. Doch in der Nacht, die der Einladung des alten Blach folgte, war er mit einem Auge und einer Gehirnhälfte immer hellwach; teils vor Seligkeit, teils vor Aufregung. Allerdings lag das weniger an der bevorstehenden Treibjagd, als an der ebenso bevorstehenden Zusammenkunft mit Maud Ashton. Es erschien ihm als fündhafte Nichtachtung, hier Stunden zu verschlafen, in denen er sich wesentlich rationaler — wenigstens in Gedanken — mit der famosen kleinen Heze beschäftigen konnte. Das Ergebnis solcher immerhin ansehbaren Reflexion bestand darin, daß er zwei funkelneue Stearinkerzen verbrannte, ein halbes Duzend Zigarren aufrauchte und sich erst im fahlen Dämmergrau des Morgens auf die andere Reule wälzte, um wenigstens noch für eine Stunde einzunieseln. Doch bevor noch der Sandmann kam, stand folgender Entschluß in seiner nistgeschwängerten Seele felsenfest: Die Treibjagd ist erst morgen; und es wird sicher mittag, ehe man was von der Kratwischer Damenwelt zu sehen kriegt. Soviel entfangungsvolle Charakterstärke aber kann kein Christenmensch von mir verlangen. Ergo greif ich mir nachher gleich nach dem Kaffee ein Pferd und schau mal zu, ob man sich nicht vielleicht schon vorher ein hübsches verloben kann!“

Mit diesem heimtückischen Voratz schlief er ein, wachte er auf, kam er zum Frühstückstisch herunter und petitionierte er schließlich harmlos um ein Schlachtroß.

Der Hausherr ließ beunruhigt den „Allgemeinen Landwirtschaftlichen Anzeiger“ sinken, in dem er die Stellenofferten nach Gutsinspektoren durchsah.

„Mann, wir haben achtzehn Grad unter Null; und der Mond hat heut Nacht vor Kälte hörbar mit den Zähnen geklappert!“

Der Oberleutnant lächelte verächtlich.

„Weil er alt geworden ist! Ich aber bin ein junger Herr im gefährlichsten Alter und leide außerdem an Zwerchfellerschütterung. Da sind achtzehn Grad unter Null gerade die richtige Diät. Außerdem nenne ich es im höchsten Grade unvornehm, gegen die Wünsche seiner Gäste jenile Bedenken herbor zu framen.“

„Aber wenn Du mir toigefroren nach Hause kommst, häng ich Dich unweigerlich zum Luftauen in die Waschküche.“

„Du hast die Gewalt! Jetzt aber los: — ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd! oder die Schakale sollen sich um Deinen Leichnam streiten!“

Eine halbe Stunde später trabte er ab — seinem unbekannten Schicksal entgegen.

Er sah akkurat wie ein Weihnachtsmann aus: — hatte eine fahnenfell-gefütterte Flausschoppe mit hochgeschlagenem Kragen an, trug eine Waschlidmütze, deren heruntergeklappte Ohrenschützer ihm lieblich die Seitenfronten deforierten; die Hände zierten Pulswärmer und Stulphandschuhe. Der Hausherr wollte ihm zwar noch Stroh in die langen Suchstiefel und ein Monokel ins Auge stopfen — doch dagegen verwahrte er sich unter der Begründung, daß er weder eine Feldschirme noch ein Uhu sei! Außerdem könnten ihm doch unterwegs möglicherweise Kinder begegnen, die sich dann durch seinen Anblick für ihr ganzes Leben unglücklich machen würden. —

Weiß Gott — es war eine bannige Kälte; und nach fünf Minuten fühlte er sich steif gefroren wie ein Nationaldenkmal. Außerdem durfte er gelegentlich dieser Landpartie erneut eine unliebsame Erkenntnis aufschwischen, die er bei Kaisermanövern und Feldübungen schon wiederholt gemacht hatte: — daß man sich nämlich auf dem Rande von keiner Einrichtung so gebühmter fühlt, als von den Entfernungen. Man glaubt sie mit Händen greifen zu können und erkennt, daß jede Meile aus ungefähr sieben Vierteln besteht.

Und schließlich mußte ihm der Hans bei der Auswahl des Gauls einen ganz niederträchtigen Schabernack gespielt haben. Das war bestimmt kein Reitpferd, sondern ein Milpferd und schien höchst indigniert darüber zu sein, daß es um solchen hergelaufenen Berliner sein schönes warmes Plätzchen an der Futterraufe hatte verlassen müssen.

Erfstens sollte es „Popokatepetl“ heißen, was jeden Pferdekennner an sich schon mit tiefem Mißtrauen erfüllte. Und nebenbei besaß es so ungefähr alle erdenklichen schlechten Eigenschaften, die der Kavallerist an solchem Requisite überhaupt kennt: — Es stieg wie 'ne Aktie, biß wie das böse Gewissen, schlug wie 'ne Nachtigall, klebte wie Heftpflaster und keif wie ein prolongierter Wechsel, der drei Monate zum Ziel braucht!

Man wird verstehen, daß unter diesen Umständen Jochen Storck's Winnefahrt mehr einem Rentauerkampf ähnelte. Aber er hätte nicht der Enaksohn sein müssen, der er tatsächlich war — wenn er schließlich nicht auch über dieses Walroß triumphiert hätte.

Und so war er nach etwa einer Stunde bis auf Knöchelweite an das „feindliche Verhau“ herangekommen. Da dirigierte er den „Popokatepetl“ nach links auf den verschneiten Sturzacker ab, um erst meuchlings das ganze Krautwiesener Gutsgehöft zu umreiten. Denn wenn es auch gerade kein Promenadenwetter war, so durfte man immerhin mit der Möglichkeit rechnen, daß sich auch bei der Gegenpartei die Stimme des Herzens trotz der achtzehn Grad unter Null meldete und herrlich nach Abkühlung verlangte. Dann lagen allerlei erfreuliche Konsequenzen gar nicht mal so aus der Welt.

Draußen jedoch hatte man gerade in diesem Moment den Kopf mit allerlei Wirtschaftsforgen voll.

Fräulein Aurelie Jürgensen nämlich hatte, wie Allmorgendlich nach dem Frühstück, auch heute Maud Ashton zum Stühnerfüttern abgeholt. Und schon im ersten der drei Ställe geschah der dramatische Zwischenfall, der so ungeahnte Folgen nach sich ziehen sollte: — die Tür war nicht fest geschlossen, sondern nur angelehnt; der Wind faßte sie, riß sie hertangelweit auf. Diesen Moment benutzte schlagfertig eine der Gluden, entwichte von ihrem warmen Gelege, flatterte gackernd die Leiter hinab und überantwortete sich den achtzehn Grad unter Null.

Aurelie Jürgensen ließ entsetzt die Erbsenschüssel fallen und schlug jammernd die Hände zusammen.

„Trautestes Harzchen, jankern Sie hinter ihr har, daß se sich nicht in den Zemiejearrien barbiejert!“

Das kleine Sportmädel raffte die Röcke zusammen und legte los. Die Senne nicht minder. Sie hatte bereits einen erheblichen Vorsprung und schien bestrebt zu sein, ihn nach Möglichkeit zu vergrößern. Offenbar wollte sie sich für die dumme Brüterei entschädigen; denn schimpfend und flügel-schlagend turnte sie auf dem Hof umher.

Maud Ashton legte sich energisch auf ihre Fährte, rief „Sule, hule!“ und suchte die pflichtvergessene Ausreißerin heimtücklich in die Ecke neben dem Hammelstall zu dirigieren. Die Glude wiederum war eine ältere lebenserfahrene Dame und dachte nicht im Traum daran, sich ihre Rückzugsstraße abzuschneiden zu lassen. Sie schlug einen regelrechten Saßen, raffte in den Wirtschaftshof, überflatterte die Zauchgrube und reirerte höhnisch auf den großen Dunghaufen.

Wahrscheinlich vermutete sie sich jetzt in sozusagen „unwegsamem Gelände“. Maud Ashton's Laikraft dagegen fand sofort die einzig mögliche strategische Angriffsbasis: — in beschleunigtem Planenmarsch längs der Schweinefalle umging sie das Hindernis, um von rückwärts anzugreifen.

Da verzog sich die Senne in den „Zemiejearrien“, dessen Staketenzaun ihr ein gangbares Desilée bot.

Maud Ashton triumphierend hinterher. Und hier — zwischen den dereinstigen Peterskille, Spargel- und Kohlrabi-beeten — erfüllte sich das Sedan der treulosen Glude. Es mag unentschieden bleiben, ob ihr die achtzehn Grad unter Null doch allmählich die Beine verklamnten oder ob sie durch das tagelange faule Sigen schon charakterlos geworden und

entnerbt war . . . jedenfalls raffte sie sich zu keinem energischen Widerstand mehr auf. Zwar veruchte sie noch durch die Lagushede auf das freie Feld zu entweichen; doch ehe sie noch die Flügel aus den verästelten Zweigen frei zu bekommen vermochte, griff eine kleine mollige Sand schon zu und hatte sie und steckte sie unter das dicke grauwollene Umschlagetuch.

Und drüben, jenseits des Zaunes, erkundigte sich eine lachende Stimme, die sie so gut — ach, so gut kannte und nicht wieder vergessen hatte: „Hallo, Miß Ashton, darf ich Sie zu einem kleinen Spaziergang ins Kasino oder auf die Promenade des Anglais einladen? Eventuell nehmen wir uns auch eine Nacht und stolpern ein bißchen die Côte d'Azur hinauf?!“

In selbigem Schreck wurzelte ihr Fuß am Boden.

„Moi Gott, Herr von Storck, wie sehen Sie aus?!“

Er schaute an sich herunter.

„Sein, was? Mein Turnierkollet! Aber darf man sich gehorsamt erkundigen, Miß Ashton, weshalb Sie bei solcher fibririchen Temperatur zwischen dieser Hecke herumtrauchen?“

Sie lästete einen Zipfel des wollenen Umschlagetuches.

„Eine Uhnchenjagd! Weggerannt beim Füttern!“

Der Garbedragonier lenkte den „Popokatepetl“ näher an den Zaun heran, so daß er seiner Angebeteten auf Armeslänge nahe war.

„Aha — beim Füttern! Also Miß Ashton, ich muß Ihnen erklären, daß Sie eine geradezu hervorragende junge Dame sind!“

Die Kleine erröte bis unter das wirre Gelock der blonden Schläfenhaare. Und ihr reißiger Ritter definierte mit steigender Wärme: „Nämlich es ist durchaus nicht jedermanns Sache, bei achtzehn Grad unter Null Uhnchenjagd zu machen — namentlich, wenn man sich noch acht Tage vorher die Rivieraonne hat auf den Spikenschirm jengen lassen.“

Das Sportgirl schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Das Uhnchen ist doch von die warmen Eier weg. Da hat die Housekeeper — die Wirtschaftlerin so gebeten: „Trautestes Harzchen“ . . .“

Sie kopierte Aurelie Jürgensen so kostbar, daß Jochen Storck laut auflachen mußte.

„Und natürlich konnten Sie da nicht widerstehen?!“

„No . . .“ gestand die Kleine ehrlich . . . „wenn einer doch schon die Erbsenschüssel hinschmeißt!“

Damit war die Veranlassung dieser zufälligen Begegnung hinreichend geklärt; jetzt hätte der Baron eigentlich weiterreiten können. Doch er traf keine Anstalten dazu; und auch Maud Ashton rührte sich nicht von der Stelle.

Man starrete sich längere Zeit temperamentsvoll in die Augen.

Blökölich schien der Geist über den Oberleutnant zu kommen. Er äußerte sonnambulistisch geheimnisvoll: — „Ich glaube, Miß Ashton, Sie sind unglaublich hilfsbereit und warmherzig!“

Sie zog die frischen Rippen.

„Wegen das eine Uhnchen!“ . . . wehrte sie verächtlich.

Er schüttelte heftig den Kopf, als ginge es um die heiligsten Ertrungenschaften der Menschheitskultur.

„Nicht deswegen, sondern — na ja — sondern . . . überhaupt!“

Gegen solche schlagende Beweisführung kam sie nicht auf; das fühlte sie selbst. Ihr erschien der Herr jenseits der Hecke an sich schon als ein so überragendes Exemplar der Gattung „homo sapiens“, daß sie nur respektvoll wiederholte: „Aoh . . . überhaupt!“

Das Walroß begann vor Kälte und allgemeiner misanthropischer Veranlagung nachgerade unruhig zu werden. Sein Bändiger drängte es jedoch noch dichter an die Lagushede heran, deren trockene Zweige sich schon schneefläubend zur Seite bogen, und erklärte feurig: „Ich bin kein genialer Kronleuchter, Miß Ashton; ich bin nur ein einfacher preußischer Offizier und kümmerge mich den Dewwel darum, was in der Welt alles für Verrücktheiten vorgehen. So viel aber kann ich doch unterscheiden, ob einer 'n Schubiat oder 'n Kerl ist, vor dem man mit der Hand respektvoll an die Selmschiene fahren muß. Jawohl! Und Sie, Miß Ashton, gehören zu den letzteren! Sie sind ebenso wie mein Freund Krottendorf, ein Ausnahmementch! Sie haben so viele hervorragende Eigenschaften, daß man ordentlich lebensmüde werden könnte, wenn man sie auch bei sich selbst zu suchen anfängt und sie — den Dewwel! — nicht finden kann. Jawohl!“

Ich aber bin gar nicht lebensmüde. I wo werd ich denn?! Ich könnt im Gegenteil die ganze Welt unarmen; und in erster Linie natürlich . . . nee, pardon, das geht wohl noch nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Organist von 1629.

Skizze von Kurt Kähler.

(Nachdruck verboten.)

Endlich nach langer Wanderung über sandige Wege, war ich im kleinen Dorf. Aus der grünen, baumbestandenem Wurt erhob sich die Kirche mit dem spitzen Türmchen; wie Küchlein, die sich kriechend um die mütterliche Henne drängen, lagen die Häuser um die hohe Kirchengurt.

Es war einer jener wilden Sturmtage, die in diesem Vorfrühling mit donnerndem, von der Elbe und der See hereinströmendem Gebraus die Menschen hinter den Deichen in Angst und Sorge hielten. Das Wasser schlug mit weißen Wogenkämmen bis zu den Deichkronen hinauf, riß den Rasenbehang weg und sprang mit silbernem Gischt und lautem Gebrüll tief ins Land hinein.

Ich klopfte an die Haustür, hinter der mein alter Freund, der Organist, wohnte.

Der Wind pffte um die Hausseiden und schlug mit hart geballten Fäusten auf das alte, dunkle Retdach ein. Die Äste einer riesigen, verkorrten Eiche fuhrend klappernd durcheinander und vom Westen kam dumpf tönend das Krauschen der hochgehenden Elbe. Ich mußte mehrmals heftig klopfen, ehe das Mädchen öffnete.

„Ich möchte Herrn Pettersen sprechen!“

„Herr Pettersen ist in der Kirche!“

Ich ging den Kirchensteig hinauf. In den Bäumen, deren breite Kronen wie ein verwirrt schwarzes Gesteck sich über dem steilen Kirchendach erhoben, wühlte der Wind. Er griff roh in die dichten Gesteinmassen, die über das braunrote Mauerwerk trocken und riß die dunkelgrünen Nanten von den grauen, verwitterten Grabplatten, die seit Jahrhunderten an der Kirchenmauer lehnten.

Durch das Brausen des Sturms bahnte sich eine starke Melodie ihren Weg. Orgelspiel kam aus der Kirche und warf sich bebend und mächtig gegen den wilden Gesang der aufgeregten Luft, so voll Kraft und so sieghaft, das aller Sturm nichts anderes mehr war, als ein breites und rauschendes Untermalen und Auffordern der Melodienfülle, die aus der Kirche flutete. Es war das alte Lutherlied, das mir so gewaltig entgegenschwoll. Die feste Burg wuchs mächtig auf und Gottes Fligeltrausen wogte herrlich darüber.

Ich öffnete die Kirchentür und trat in die blaugraue Dämmerung. Aus dem Hintergrunde der Kirche, auf der Galerie, schimmerte die schöne Ordnung der eisengrauen Orgelpfeifen. An der Klaviatur saß der Organist mit vorgebeugtem Oberkörper, ganz dem Spiel hingegeben. Sein weißes Haar leuchtete wie Silber, seine Hände waren wie Lichter in der Dämmerung. Er hatte alle Register gezogen. Das Lied wühlte und jubelte, die Kirche war zu klein für die Fülle der triumphierenden Töne; es war, als müßten die Mauern vor dem Ansturm weichen.

Das Finale kam, es schwoh herauf wie Windgetöse und hallte lang aus. Dann war Stille, aber eine Stille, die gesättigt war von Musik. Draußen brüllte der Sturm, befreit aus dem mitreißenden Zwang der Orgel.

„Guten Tag, alter Pettersen,“ rief ich nach einer Weile. „Das war herrlich!“

Der Alte fuhr jäh erschrocken in die Höhe. Ich sah den Blick seiner Augen. Dann legte er die Hand spähend vor die Augen.

„Wer ist da?“ rief er. Seine Stimme bebte in Angst.

„Kommen Sie nur herunter!“

„Ach, . . . Sie sind's!“ Es klang wie Erlös.

Er rief ein paar Worte hinter die Orgel. Zwei Jungen mit erhitzten Gesichtern tauchten auf. Sie hatten die Bälge getreten und rannten davon.

Langsam kam der Alte mir entgegen. Sein Gesicht war noch verblüht. Er schien noch ganz in dem Bann der Melodie.

„Wunderschön haben Sie gespielt, Pettersen! . . . Das ist Trost in Kriegszeit, nicht wahr?“

„Ja,“ sagte der alte Organist und nickte still vor sich hin. „Sie haben recht . . . Trost in Kriegszeit . . . Aber heute spielte ich aus anderem Grunde. Hat freilich auch mit Krieg und Kriegsnot zu tun. Eine seltsame Geschichte!“ Ein Lächeln ging über sein Gesicht. „Ich hab nämlich eine Entdeckung gemacht, wissen Sie. Eine geschichtliche Ausgrabung sozusagen. Und da hab ich eben eine ernste Totenfeier gehalten!“

„Eine Totenfeier?“

„Ja . . . denken Sie . . . eine richtige Totenfeier. Mitten im Krieg von 1916 eine Totenfeier für einen Kollegen, der in der Not des Dreißigjährigen Krieges umgekommen ist!“

„Für einen Organisten?“

„Für den allerersten Organisten dieser Kirche. Draußen an der Mauer lehnt sein Grabstein. Mit 106 Jahren ist er gestorben, 72 Jahre lang hat er in dieser Kirche Orgel gespielt, seit der Erbauung. Johannes Jüngling hieß er. Im Jahre 1629 haben die Kaiserlichen ihn totgeschlagen.“

„Aber, Pettersen, das ist ja fabelhaft interessant!“

„Interessant, ja . . . aber auch ergreifend und tragisch. Soll ich Ihnen die Geschichte erzählen?“

Wir setzten uns auf die Bank, gerade dem Altar gegenüber. Die Decke aus dunkelvioletem Samt schimmerte still in der Dämmerung, die vergilbten Spitzen lagen blaß unter den silbernen Leuchtern.

„Denken Sie . . . heute morgen fand ich das da in einer alten Kiste auf dem Kirchenpeicher. Weiß der Himmel, wie es kommt, daß kein Mensch in drei Jahrhunderten die Kiste aufgemacht hat.“

Er gab mir eine Handvoll stockfester Blätter, dicht bedeckt mit einer krausen, verwachsenen Handschrift. Ein modriger Geruch entfuhrte den Blättern. Dreihundert Jahre lang waren sie begraben gewesen.

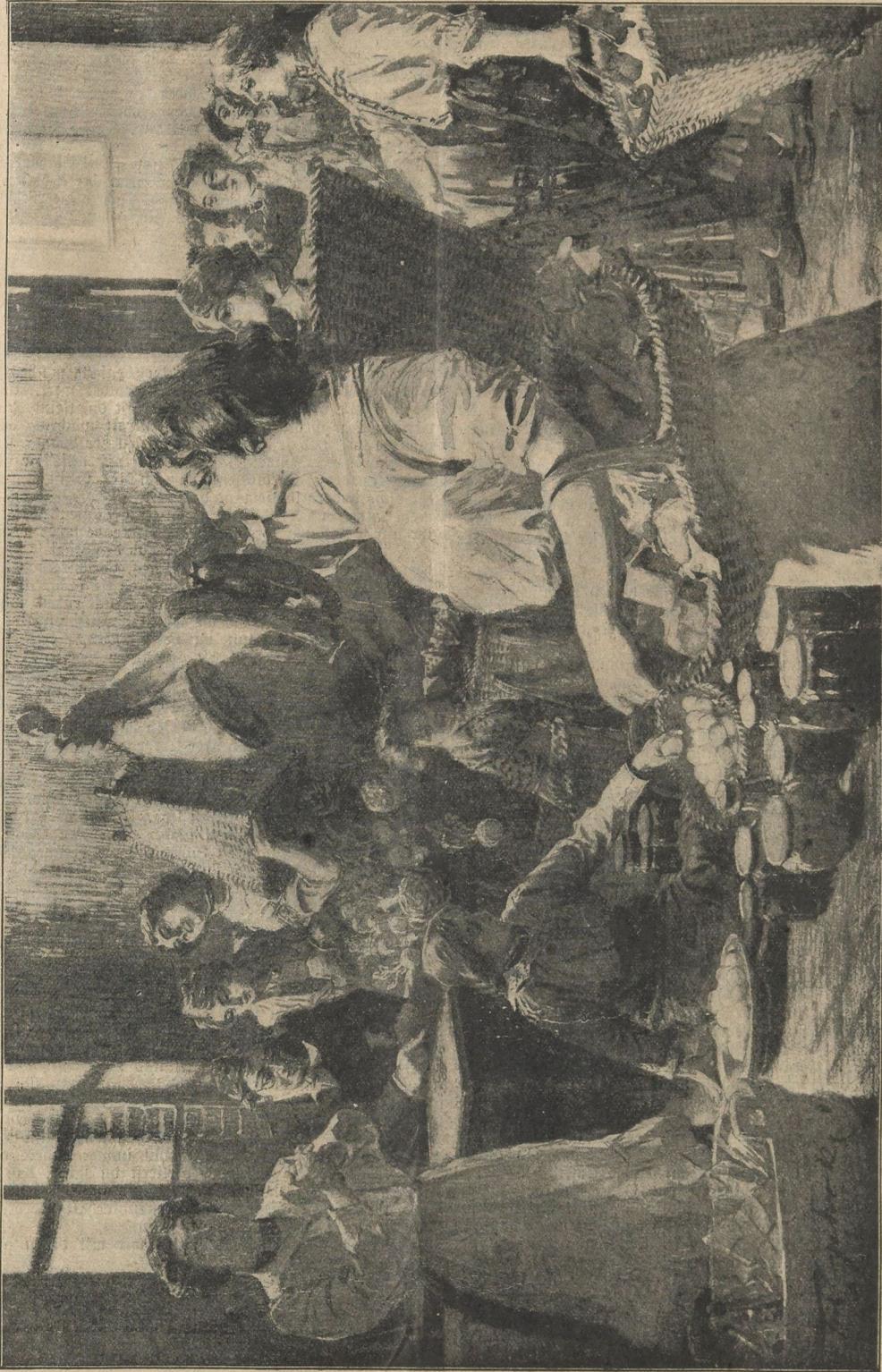
Der alte Pettersen fuhr fort:

„Die Tochter des Organisten Johannes Jüngling hat das geschrieben, nehme ich an. Alles konnte ich nicht entziffern. Die Zeit ist gefällig. Ich habe den ganzen Vormittag alte Chroniken und Geschichtsbücher gewälzt, ehe ich den Zusammenhang beieinander hatte. Passen sie auf.“

Es war im Jahre 1629, im Herbst, als die Kaiserlichen unter Tilly und Wallenstein über unser Schleswig-Holstein hereinbrachen. Die Dragoner haupften böß in den Quartieren hier herum. Es muß eine schreckliche Zeit gewesen sein, Plünderung und Totschlag und wüßtes Säufen. Alles wurde gestohlen und geraubt, Pferde, Hafer, Brot; Kinder und Weiber. Die Kaiserlichen belagerten die Dänen in Glückstadt und schossen mit ihren Kanonen in die Stadt. Da brach ein Sturm los, ein furchtbarer Südwessturm. Viel ärger als das, was jetzt da draußen wütet. Die Nordsee flutete in die Elbe und das Wasser stieg in ein paar Stunden bis an die Deichkronen. Die Glückstädter hatten Glück: in der Nacht brach das Wasser über den Deich und die Kaiserlichen, die vor den Mauern lagen, mußten machen, daß sie davorkamen, wenn sie nicht erlaufen wollten. Denken Sie sich ihre Wut, als sie vor dem Wasser flüchten und landeinwärts rennen mußten! Ein paar Schwadronen kamen in unser Dorf. Wißte Gesellen, suchten Gift und Galle. Der Kaiserliche Obristleutnant Pickenhart brach beim Pastor ein, der mußte Wein bringen. Der Obristleutnant zwang den Pastor, mit ihm zu saufen. Der Organist Johannes Jüngling, der 106 Jahre alt war, flüchtete in die Kirche, setzte sich in Angst vor die Orgel und spielte geistliche Lieder. Nach einer Weile drangen der Kaiserliche Obristleutnant Pickenhart und eine Handvoll Dragoner in die Kirche ein. Betrunkene wie die Schweine. Zwischen ihnen schwanke der Pastor, den sie mit Wein vollgepumpt hatten. Er sollte wirre Gebete, die Dragoner brüllten vor Lachen. Der Obristleutnant schrie den Organisten an, er solle leistungsfähige Melodien spielen, Sauslieder, Soldatenlieder. Sie wollten dazu singen. Und der Pastor sollte neuen Wein bringen, den wollten sie aus den Altargefäßen trinken. Diese verrottete Bande! Aber der Organist Johannes Jüngling zog alle Register und spielte, so mächtig er konnte, den Lutherchoral. Seine Tochter oder Enkelin, bebend vor Angst, trat die Bälge. Draußen heulte der Südwesst und stieß gegen die Kirchenmauern. In den Ohren der betrunkenen Soldaten rauschte es wie ein grimmes Wetter. Ein feste Burg ist unser Gott. Der Obristleutnant stürzte in heller Wut zum Organisten hinauf, einen großen, silbernen Altarleuchter in der Hand. Der Organist ließ sich nicht betören, er spielte sein Lutherlied und wandte den Kopf nicht. Der Obristleutnant schrie auf ihn ein, zerriß ihn an den Schultern, brüllte und drohte. Drunten im Kirchenschiff johlten die Dragoner, jammerte der betrunkene Pastor. Aber der weißhaarige Johannes Jüngling spielte seinen Choral . . . Das Reich muß uns doch bleiben . . .

Da schwang der Obristleutnant den Leuchter und ließ ihn auf den Kopf des alten Mannes niederfallen. Der Alte fiel um, mitten im Lied. Wimmernd tönten die Orgelpfeifen zu Ende. Die Dragoner raubten die Kirche aus, stellten zwei Schildwachen vors Portal, machten sich aus dem Staube und nahmen den Pfarrer mit. Der ist nachher Feldprobst geworden. Vor der Orgel lag der alte, treue

Liebesgaben-Sammelstelle in Pfarrers Waschküche. Ueberall werden in Deutschland Täge des Gedenkens und Opfern eingerichtet. In manchen Thüringer Dörfern spielten sich dabei Szenen ab, wie die vom Maler Fritz Gehre hier im Bilde festgehaltene. Auf Anregung des Pfarrers war eine Anzahl frischer Mädel mit Körben und Stiepen durch das Dorf sammelt gegangen, mit Schätzen und Gaben aller Art schwer beladen, kamen sie zurück, und in Pfarrers Waschküche ward der Segen nun zur Weitergabe an die Lazarette geordnet. „Not und heiß und strahlend froh,“ berichtet ein Augenzeuge, „kamen sie, und die Plappermäulchen standen nicht still, jede Einzelheit ihrer Sammlung mußten sie Pfarrers erzählen und wunderten sich, wieviel selbst die ärmsten im Dorfe gegeben hätten.“



Liebesgaben-Sammelstelle in Pfarrers Waschküche. Nach einer Zeichnung von H. Gehrke.

Johannes Jüngling, das weiße Haar klebte rot am Kopf . . . und vor der Kirchentür ließen die beiden Dragoner mit ihren Musketen im Arm hin und her . . .

Das ist die Geschichte. Seltsam, nicht wahr? Mitten im Krieg hab ich das herausgefunden. Ich bin ja nun auch schon vierzig Jahre Organist in dieser Kirche . . . wer weiß, was kommen kann. Da ist mir das Schicksal des alten Kollegen nahegegangen. Irgend etwas trieb mich in die Kirche . . . es war wie ein Zwang . . . ich mußte an die Orgel. Draußen tobte der Sturm, wie damals, vor dreihundert Jahren, . . . mir war heut mittag, als brüllte der Krieg von allen Seiten auf mich ein. Da spielte ich dem alten, tapferen Kollegen das Lutherlied . . . wo ich alle Sonntage sitze, da hat er in seinem Blut gelegen. Ich war ganz hineingefallen in die Vergangenheit . . . deshalb erschraut ich so, als Sie mich anriefen. Weiß der Himmel . . . ich hätte mich nicht gewundert, wenn der betrunkene Obristleutnant unten im Kirchengesäß gestanden hätte“

Der Alte schwieg und blickte still zur ehrwürdigen Orgel hinauf. Die eisengrauen Pfeifen schimmerten seltsam in der dunkelviolettten Dämmerung. —

Später sah ich draußen an der Kirchenmauer den grauen, verwitterten Grabstein. Ich schob das Feuergerant zurück und las mühsam den Namen Johannes Jüngling und von seinen 106 Jahren und die Jahreszahl seines Todes. Alle andere Schrift war unlesbar, verscharbt und verwittert.

Ich berührte mit meinen Händen den dunkel bemoosten Stein, der noch gesehen hatte, wie der Brand und der Mord des Dreißigjährigen Krieges schrecklich über das deutsche Land fuhr. Nachdenklich schob ich das Feuergerant über den alten Stein. Ich dachte an all das dunkle Kriegsgrauen in der Ferne. Die Jahrhunderte gehen dahin, die Menschen werden wissender, aber ihre Schicksale bleiben die gleichen . . . bis nach hunderttausend Jahren die Menschen und die arme Erde müde ihres Daseins Ring vollenden.

## Der Rennhufar.

(Fortsetzung.)

Sportroman von Günther von Hohenfels.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatte sich nicht gerührt und geregt bei diesem Armenfunderbekenntnis, das ja nicht gerade der Wirklichkeit entsprach, aber entschieden diplomatisch war. Das Zucken hatte aufgehört und unter ihrem Taschentuch klang die tränenerstickte Frage hervor: „Wieviel ist es?“

Er schlug die Augen hilfeheischend zur Decke empor. Er schämte sich eigentlich wie ein dummer Junge, der vom Lehrer über einen Streich vernommen wird. Er wollte doch Jünger nicht sagen, was zwischen Lukas, Osterhut und ihm vorgefallen war. Sie war sonst seine Vertraute. Aber in dieser Sache hatte er geschwiegen. Er fühlte sich nicht ganz schuldlos. So wußte sie auch nicht, was der Grund des Zornwüthnisses zwischen Lukas und dem Vater war. Da die beiden sich niemals besonders gut gestanden hatten, so nahm sie diese Spannung nicht wunder und er hatte ihr auch eine nichtige Erklärung gegeben.

„Tausend Mark,“ sagte der alte Kammerherr hastig und schändete sich dann heftig und umständlich, um nicht zu hören was sie sagte.

„Tausend,“ sagte sie, und begann dann laut zu weinen, so recht aus gequältem Herzen. „O Gott, o Gott, das ist ja unmöglich zu beschaffen, ich sehe keinen Ausweg.“

Der Missetäter von Papa aber stand daneben und schaute mit einem selbstsam verzogenen Gesichte, halb kindlich trotzig, halb ängstlich-weinerlich der Bescherung zu, die er da angerichtet hatte. Dann räusperte er sich und begann mit schüchterner Stimme:

„Ich glaubte, du könntest, liebes Kind. Tausend Mark sind ja kein riesen-Vermögen, das kommt dir nur so vor, Jüngchen, weil wir beide nichts haben. Was meinst du aber, was tausend Mark bei den wirklich reichen Leuten für eine Rolle spielen. Gar keine, gar keine, sag' ich dir.“

„Ich weiß ja niemanden, der so reich ist und den ich so gut kenne, daß ich ihn darum anbetteln könnte. Ich schäme mich ja so sehr. O Papa, Papa.“ Sie weinte von neuem auf.

„Anbetteln,“ knurrte dieser wütend, um seine Rührung und Beschämung zu verbergen. „Anbetteln, davon ist ja gar keine Rede, mein liebes Kind. Wir zahlen die Summe bei Heller und Pfennig mit Zins und Zinseszins zurück, das nennt man dann für gewöhnlich leihen, und zu leihen, meine ich, müßte doch solch eine bescheidene Summe mit Leichtigkeit sein.“

„Ach, ich weiß ja trotzdem niemanden,“ weinte Jünger.

„Doch,“ beharrte der schlimme Papa, und sah durchs Fenster, um die Schamröte, die auf seinem Antlitz brannte, zu verbergen. „Die gute Bekannte und Gönnerin, die Wöhla.“

Sie schüttelte stumm den Kopf und weinte leise in ihr Taschentuch hinein. Er kannte dieses halbe Verneinen. Dann war sie schon halb und halb gewillt. Er durfte nur nicht locker lassen, dann gab sie bald ganz nach.

Also hockte er auf der Fauteuillehne nieder und streichelte ihre heiße, zuckende Kinderhand.

„Liebes Herzkind, sie wird dir's geben, ganz gewiß; ich als erfahrener Mann und Menschenkenner muß das wissen. Du ahnst ja gar nicht, Schäfele, welchen Einfluß du auf die Menschen hast. Die Tante Stanze kannst du um den kleinen Fingerring wickeln. Von deinem alten, unglücklichen Papa gar nicht zu

reden und mit der Wöhla kannst du ebenfalls machen was du willst. Solche persönliche Macht ist Goldes wert. Kind. In Klösten ist sie unerseßlich und hier kannst du, kleine Zauberfee, wirklich mal Gebrauch von deiner Kraft machen. Es ist ja auch gar nicht so schlimm. Du gehst zu der Wöhla, stellst ihr das Ganze recht eindringlich vor und paß auf, wie die Wirkung sein wird. Verblüffend, sage ich dir. Es ist ja auch nicht für dich, sondern für jemand anders. Ich bitte dich, mein Kind, mein Name und Titel ist ja allein seine Tausend wert. Sag's ihr nur, daß Papa für umgehende Rückgabe sicher bürgt.“

Sie sagte gar nichts mehr und hob den Kopf langsam aus dem Taschentuch. Mit tränenfeuchten, vorwurfsvollen Augen schaute sie zu dem Papa auf. Der zog sie nachte an sich und küßte sie zärtlich. Sie blieb an seiner Brust ruhen und atmete schwer. Dann trocknet sie die letzten Tränen und sagte leise:

„Ich will ja alles tun, um deinetwillen.“

Dabei sprach etwas Angst aus ihren Worten und gleichzeitig etwas Scham. Es war ihr wie eine Demütigung, zur Freifrau von Wöhla gehen zu müssen und sie um Geld anzusprechen. Es war ja richtig, was Papa sagte, es wäre nur ein Ausleihen und doch war ihr, als ob sie betteln ginge.

Der Kammerherr strich über das heiße Gesicht seiner Tochter und versuchte ein Lächeln.

„Aber Kind, du nimmst die Sache wirklich zu schwer. Die Wöhla ist viel zu vornehm, als daß sie es dir erschweren würde. Dazu hat sie dich auch viel zu lieb.“

Jünger seufzte noch einmal schwer auf, dann erhob sie sich, ordnete ihre Kleidung und küßte sich die brennenden Augen mit frischem Wasser.

Noch einmal zog sie der alte Herr an sich.

„Nun geh' ruhig, mein gutes Kind, hab' keine Angst, nur immer schön ruhig, dann geht's am leichtesten.“

„O Papa, warum mußte das sein!“ kam es ihr leise von den Lippen.

Er schaute ihr zärtlich in die Augen, so recht wie ein großes gutes Kind.

„Sieh mal, mein kleines Pferdchen, ich hab's ja nicht für mich getan, sondern für euch; ich wollte so gern Schäfele jammeln, daß ihr euch Pferde und Wagen nebst dem zugehörigen Bedientenvolk anschaffen könntet und nicht von anderer Leute Gnade abhängig zu sein brauchtet. Man kann sich auf niemanden verlassen! Ich hab's heute erst erlebt durch einen, für den ich die Hand ins Feuer gelegt hätte, daß er einen Freund nicht treulos im Stich ließe. Hat sich was. Und wie's im Leben so geht, Jungkind, es kommt immer anders als man denkt. Willst du gewinnen, verlierst du sicher, daß dir die Augen übergehen, macht man aber nur aus purer Langeweile mit, was einem andern den Lebensunterhalt bedeutet, dann fliegen einem die Tausende nur so zu.“

„Tausend Mark! Was hätten wir mit denen alles anfangen können!“ sagte sie.

Der Papa lächelte sie an und streichelte ihren Mondkopf. „Wir werden hoffentlich noch mehr bekommen, du sollst staaunen. Am Ostermontag steigt doch unser Lukas in den Sattel. Er reitet zwei Favoriten, wie du aus den Sportrubriken der Blätter gesehen haben wirst, welche ihre Vorauslagen für die jeweiligen Renntage machen. Nun, wir werden auch ein bißchen mitwetten und auf Favoriten setzt man doch

bekanntlich, weil man seines Gewinnes dann sicher zu sein glaubt."

Sie sagte gar nichts, sondern nickte nur mit dem Kopf. Sie glaubte alles gerne und dachte gar nicht nach, ob das alles so ganz richtig war, was der Papa sagte. Dann ging ihr auch ihr Gang im Kopf herum. — — —

Frei Frau Erna von Wöhla war zu den Rennen gleichfalls nach Berlin gekommen. Sie verfolgte dabei noch immer den alten Plan, dessen Ausführung ihr schon einmal mißlungen war. Sie wollte die Spannung zwischen Lukas und Ellen beseitigen. Aus einem zeremoniellen Besuch, den Ellen bei ihr gemacht hatte, hatte sich nach und nach ein reger Verkehr entwickelt, und Ellen schloß sich gern an die kluge und lebenswürdige Frei Frau, die ihrerseits wieder an dem etwas erzieherischen und geistreichen Wesen Ellens großen Gefallen fand. So wurden die beiden Frauen trotz des ziemlichen Altersunterschiedes zu intimen Freundinnen und das gütige, alles verstehende tolerante Wesen der Frau von Wöhla wirkte derartig auf Ellen, daß diese in einer stillen Stunde ihr Zerwürfniß mit Lukas und dessen Ursache der Freundin mittheilte.

Nun kannte die Frei Frau von Wöhla Lukas seit seiner frühesten Jugend. Sie kannte sein stolzes, starkes und empfindliches Wesen, das er von seiner Mutter geerbt hatte und so war sie nicht in dem Maße über Lukas' Benehmen empört, wie Ellen es vermutete. Sie billigte nicht des Oberleutnants Vorgehen, aber sie verstand es, da sie es sich aus seinem Charakter und aus seinem Temperament heraus erklärte. Sie äußerte ihre Meinung auch frei und offen Ellen gegenüber, die still zuhörte. Auch diese selbst dachte nicht mehr so schroff über das Geschehene und wenn sie auch zu stolz war, den ersten Schritt zu tun oder einzugestehen, daß eine Versöhnung zwischen Lukas und ihr überhaupt möglich sei, so wußte sie doch selbst genau, daß sie die dargebotene Hand nicht zurückweisen dürfe. Auch die Freundin fühlte das heraus und hätte gerne jede Gelegenheit ergriffen, die beiden jungen Menschen, die ihr so sympathisch waren, wieder zusammen zu bringen.

Sie hatte ja schon in Waldmühl, nachdem Inge aus Berlin zum Papa gekommen war, versucht, diese ein wenig über ihren Bruder auszuforschen und dessen Sinnesart zu erfahren.

Aus ihm selbst war ja nichts herauszubekommen gewesen. Er wich allen deutlichen oder undeutlichen Fragen mehr oder weniger geschickt aus und zog sich immer mehr zurück, und Inge, die ja von der ganzen Sache nichts wußte, konnte nichts sagen.

So setzte die Frau Oberst ihre Hoffnungen auf das Frühjahrsmeeting in Karlsdorf. Zu dieser Zeit würden sie ja alle in Berlin sein und da hoffte sie, daß sich Gelegenheit finden würde, die Mißverständnisse zu klären.

Die freundliche Frau Oberst war in ihrem gut gemeinten Plan ein bißchen zur Intrigantin geworden und hatte, nachdem sie Lukas' Wohnung ausfindig gemacht hatte, in derselben Pension sich einlogiert. Lukas tat sehr erfreut und war es auch in der Tat, denn er hatte keine Ahnung, in welchem freundschaftlichen Verhältnis die Frei Frau zu Ellen Osterhut stand. Auch ihm tat ihre lebenswürdige verstehende Art wohl, und er hätte manchmal, wenn ihm nicht ein allzu großer Stolz den Mund verschlossen hätte, das Bedürfnis gehabt, sich einmal gründlich ihr gegenüber auszusprechen.

Sie selbst gab ihm oft Gelegenheit dazu, versuchte sogar einige Mal, das Gespräch auf den heiklen Gegenstand zu lenken, hatte aber wenig Erfolg damit. Wenn man an diese Wunde rührte, dann zog sich Lukas ganz in sich selbst zurück und es war kein Wort aus ihm herauszubekommen.

Als Inge ihr gemeldet wurde, war sie gleichzeitig überrascht und erfreut. Sie hoffte, daß eine nähere Bekanntschaft und Freundschaft zwischen Inge und Ellen zustande kommen würde und glaubte, daß das die Brücke sein könnte, auf der sich Ellen und Lukas begegnen könnten.

Als Inge ins Zimmer getreten war, wurde es dem jungen Mädchen auf einmal sehr schwer, den Zweck ihres Kommens zu sagen. Sie versuchte von andern Dingen zu sprechen und auf Umwegen auf ihr Ziel loszusteuern. Aber sie war so zerstreut, so schüchtern und verlegen, daß schon nach ein paar Sekunden das Gespräch stockte und ihr eigentümliches Wesen der mütterlichen Freundin auffiel.

"Na, Inge, was hast du denn, du bist ja so seltsam heute?" sagte sie mit ihrer sympathischen Altstimme und strich liebevoll mit der Hand über das blonde Haar des jungen Mädchens. Sie schlug die Augen nieder und konnte nur schwer ihre Bitte vortragen. Es kam ganz leise, schüchtern, zögernd heraus.

Die Wöhla lächelte und hörte ruhig zu, während sie Inges Hände in der ihrigen hielt.

"Nicht weinen, kleine dumme Maus," sagte sie zärtlich. „Dem Herrn Papa scheint der Aufenthalt in Berlin und die viele freie Zeit nicht gut zu bekommen. Also tausend Mark braucht er? Sieh, sieh, er wird noch auf seine alten Tage übermütig wie ein junger Leutnant.“

Inge sah sie nur fragend und flehend an und wartete auf die Antwort.

„Nun, ganz so leicht ist es nicht, das Geld zu bekommen, wie dein Papa denkt. Ich habe weder so viel augenblicklich flüssig, noch könnte ich es, wenn ich es selbst hier hätte, so ohne weiteres entbehren. Aber weißt du was, komm morgen wieder. Ich werde trachten, dem Papa das Geld zu verschaffen und hoffe, daß es gehen wird.“

Sie sah Inge gütig an und die lächelte zwischen Tränen dankbar zurück.

Die Quelle, von der Frau von Wöhla das Geld so schnell zu erhalten hoffte, war aber Ellen Osterhut. Ellen war auch schon seit einigen Tagen in Berlin und hatte in einem Hotel „Unter den Linden“ ihren Wohnsitz ausgeschlagen.

Frei Frau von Wöhla wußte zwar vor der Hand noch nicht, wie Ellen ihre Bitte aufnehmen würde. Auch fürchtete sie eine falsche Deutung von Lukas' Seite. Es war da ziemlich schwer, das Richtige zu treffen. Jedenfalls wollte sie mit Ellen sprechen, um alles ins Klare zu bringen.

Etwas erstaunt war natürlich Ellen, als die Wöhla ihre Bitte vorbrachte. Zu welchem Zweck mochte das Geld dienen? Sie erklärte sich übrigens sofort bereit, es zu geben, allerdings unter der Bedingung, daß Lukas nichts davon erfuhre.

Sie nahm nämlich ohne weiteres an, daß Lukas von der ganzen Affäre nichts wußte, sonst hätte Inge sicher nicht zur Wöhla kommen dürfen.

Sie überlegte, was er wohl denken würde, wenn er erführe, daß das Geld von ihr käme. Wie würde er das wohl aufnehmen. Eigentlich hätte sie es gern erfahren, andererseits fürchtete sie gleichzeitig, er könnte es wirklich zu wissen bekommen, und sie vermutete, daß er in seinem überspannten Ehrgefühl auch hierin etwas fände und imstande wäre, ihr einen Vorwurf daraus zu machen, ja, ihr vielleicht Hintergedanken unterzuschleiben, die die Klust zwischen ihnen nur noch erweitern würden. Sie band daher der Frau von Wöhla streng auf die Seele, auch Inge nichts davon zu sagen, woher das Geld komme.

Als Inge von Herzen andern Tags bei der Gattin des Obersten vorsprach, trat sie ganz schüchtern und ein wenig hoffnungslos dreinblickend ins Zimmer, sie befürchtete, eine abschlägige Antwort zu bekommen und noch heute vormittags habe der Papa die ganze Sache so dringlich hergestellt, daß sie zitterte in dem Gedanken, sie könnte vergeblich gebeten haben. Sie kam mit der festen Absicht her, im Falle einer abschlägigen Antwort so lange zu bitten und zu betteln, bis Frau von Wöhla nachgeben würde und diese Szene, dies Bitten war es, das ihr so erniedrigend erschien.

Es entrang sich ihr ein so erleichternder Seufzer, als die Frei Frau mit einem lächelnden Gesicht ihr entgegen kam, ihr erst herzlich die Hände schüttelte und dann ihren Mädchenkopf zwischen die beiden Handflächen nahm.

"Na, Inge, bist du schon da? Ich habe dich noch gar nicht erwartet. Sonst habe ich alles schon für dich erledigt und ich hoffe, zu deiner Zufriedenheit.“

In Inges Augen leuchtete es auf. Frau von Wöhla ging zum Schrank und nahm das Geld heraus.

„Und nu sage, bitte, dem Papa,“ meinte sie, indem sie die zehn Hundermarkscheine ihr hinjähelte, „daß er nicht zu leichtsinnig werden soll.“

Inge war so froh, daß sie kaum hörte, was die mütterliche Freundin sprach, nur soviel wußte sie, daß das Geld da war. Fast vergaß sie, sich zu bedanken. Es brannte ihr unter den Füßen, so eilig hatte sie es, zum Vater zu kommen, der unten in der Nähe des Hauses in einer Seitenstraße auf- und abging und auf Inge wartete.

Als sie ganz außer Atem und aufgeregter unten bei ihm ankam, rief er ihr zu:

„Endlich, endlich! Eine peinliche Zeit verursacht so langes Warten.“

Inge sah ihn vorwurfsvoll an, denn sie empfand, welcher Egoismus in seinen Worten lag und sie erwiderte:

„Papa, mein Weg war noch peinlicher als dein Warten.“

(Fortsetzung folgt.)

**Das verkannte Schilderhaus.**



Anstreicher: „Was gib's da zu grinsen, Ihr dummen Kerle?“  
 Regier: „Oh, Massa! Das sollen ein Zebra sein?“

**Aus der Schule.**

Lehrer: „Warum wurde Kolumbus' Entdeckung erst nach seinem Tode nach dem wahren Werte geschätzt?“  
 Der kleine Sohn: „Er hatte doch eppes nischt annonciert!“

**Er bleibt im Bild.**

Raffagier zum Droschkentuschler: „Na, da wollen wir mal einsteigen in den Mistwagen!“  
 Droschkentuschler: „Wo soll ich denn den Mist abladen?“

**Schuld und Sühne.**

Der Wiener Kleinbürger Josef Prohaska hat den Wiener Kleinbürger Franz Striegl im Streit geohrfeigt. Striegl klagt und der Richter verurteilt Prohaska zu einer Buße von fünf Gulden an die Armenkassa.  
 „Ah na, kaiserlicher Herr Rat!“ ruft Striegl enttäuscht aus. „Hab' denn ich die Ohrfeig' kriegt oder die Armenkassa?“

\*

**Pathologischer Fall.**

Patient: „Herr Doktor, ich kann Nachts nicht schlafen!“  
 Arzt: „Was sind Sie denn?“  
 Patient: „Privatwächter.“  
 Arzt: „Privatwächter? Das ist ja ein ganz merkwürdiger Fall! Ich werde über Sie in der „Medizinischen Wochenschrift“ einen Essay veröffentlichen.“

\*

**Raffiniert.**

„Ja, was ist denn das, Herr Bäuchle?! Sie gehen ja jetzt alle Tage in die Vorlesungen des Vegetarier-Vereins? Wollen Sie am Ende gar beitreten?“  
 „Ach, gar keine Spur! Ich geh' nur hin, weil mir denn a' Daug mei' Kostbratl' no' amal so gut schmeckt!“

\*

**Richtig.**

A.: „Es ist eine alte Geschichte; je mehr man von etwas hat, desto mehr verlangt man davon!“  
 B.: „Um, mit Ausnahmen... Haben Sie schon einmal Zwillinge gehabt?“

**← Allerlei. →**

Ein 50 Pfg.-Stück als Längenmaß. Jedermann weiß und wird es auch schon erprobt haben, wie schwer es ist ein kleineres Längen- oder Höhenmaß mit den Fingern anzugeben; hat man kein Zentimetermaß zur Hand, so kann ein 50 Pfg.-Stück, das genau den Durchmesser von zwei Zentimetern hat, als Nothelfer dienen. Ein

Streifen Papier wird geschnitten, das Geldstück auf das Ende desselben gelegt und dicht an seinen Rändern ein Zinkenstrich gezogen oder mit einer Nadel geritzt (Weißtischtriche fallen zu breit aus); dann hat man das Stück zum nächsten Strich zu rücken, wieder zwei Zentimeter abzugrenzen und so fort bis 10 Zentimeter. Durch Einklinken des Streifens kann das Maß dann beliebig verlängert werden.

**Der Helfer in der Not**

ist meine Hausapotheke, enthält 5 Flaschen für Ohnmachtsanfälle, Blutvergiftung, Magenbeschwerden, Zahnschmerzen, Kopfschmerzen. Ferner blutstillende Watte, Vaseline, Verbandzeug und Gebrauchsanweisung. Nachnahme M.3,50 frei P. Kirsch, Braunschweig, Alteviekweg 17.

**„Butteryl“**

bester Milch- und Eiprodukt zur mühelosen Selbstbereitung von **Kunst-Butter** im Geschmack und Bekömmlichkeit der Naturbutter gleich. Paket für 6 Pfd. 4,80 Mark franco

**La Suppen-Würfel**

fortiert 100 Stück 4,90 Mark. **Nährmittelfabrik** Breslau 8, Postfach 88.

**Gegen Hämorrhoiden**

ist das Beste **Aphanodan** (ges. Zäpfchen, Salbe, Pulver und Tee). Alle 4 Mittel zusam. 10,- Mk. Porto extra. Gegen Nachnahme. **Apotheker F. Pollack, Friedeberg a. Qu.**

**Gallenstein-**

Leidende fordern kostenlos Prospekt u. Referenzen über operations- u. schmerzlose Entfernung. **Bern. Fröhling, Cöln, Römerturn 9.**

**Egoistisch.**

A.: „Aber, lieber Doktor, wenn Sie immer so grob find, können sich die Leute unmöglich für Sie erwärmen!“  
 Junger Arzt: „Das ist auch gar nicht nötig — wenn die Leute für mich sich nur recht viel erwärmen!“

Aus einer Rede. „Meine Herren! Bis jetzt haben wir alle unsere Geisteskranken nach Herberge schicken müssen, was uns eine Menge Geld gekostet hat; jetzt aber sind wir Gott sei Dank so weit, daß wir uns ein eigenes Irrenhaus für uns selber bauen können.“

**Fussbodenöl**

-Ersatz, staubbindend, behördl. genehmigt (kein minderwertiges) M. 28.- p. 100 kg. inkl. Fab. Walther Strömer, Cöln am Rhein Fabrik wasserlöslicher Oele Telephone A. 1717 u. A. 1518. Schließfach 167.

**Zuckerkrankhe**

erhalten Gratis-Broschüre über diätetische Kur durch **W. Richartz, Cöln, Georgsplatz 2b.**

**Qualitäts-Betten**

keine Reklamebetten, sondern erprobte, bewährte Qualitäten, was auch die vielen Dankschreiben beweisen. Hochlein rot, dicht Daunenkörper, große 1 1/2 schläf. Ober- und Unterbetten und 2 Kissen mit 20 Pfd. zartweiche Federn und Halbdaunen, das Gebett Mk. 44,50, dasselbe Bett m. Brennendecke Mk. 49,50. Feinst. herrschafft. Daunebett Mk. 54,50. Zweischlaf. kostet jedes Bett Mk. 6,50 mehr. Nichtgefallend, Umtausch oder Geld zurück. Katalog frei. Lassen Sie sich nicht durch billige Preise täuschen, nicht der Preis — die Qualität entscheidet. **Altbewährtes Betten-Versandhaus. A. & M. Frankone, Kassel 123.**

**Seifen-ersatz zum Händewaschen.** Postpaket, 35 Stück, **5,75 Mk.**, Kiste, 500 Stück, **45 Mk.** Nachn. **Böttger, Leipzig, Roohlitzstr. 32.**

**Herren-Anzüge**

von M. 10 bis 40 Ulster etc. v. M. 7 bis 35 **J. Kalter** München, Tal 19. Verlangen Sie kostenlos Katalog Nr. 11.

**Geflügelfutter!**

100 Pfd. 50 Pfd. Gebrauchsfertig . . . M. 24,50 M. 12,50 Schweinemehl 1 M. 23,50 M. 12,00 do. 3. Ausmäßen II M. 32,00 M. 16,50 ab hier um Nachn., solange noch Vorrat. **C. Fr. Köbele, Langenargen a. B. 10.** Es ist wichtig sich bei Bestellungen auf die „Gute Weiser“ zu beziehen.



**Teilzahlung**

Uhren und Goldwaren, Photo Artikel, Sprechmaschinen, Musikinstrumente, Kriegsschmuck. Kataloge gratis und franko liefern **Jonass & Co., Berlin A. 390 Belle-Alliancestraße 7/10.**

**Darlehen**

gegen Schuldsch. Ratenrückz. **C. F. Wanderlich, Stuttgart 4, Silberburgstr. 92 a (Rückporto).**

**Gicht, Rheumatismus, Schias, Hexenschuss** etc.

hilft sofort, wie zahlreiche Dankschreiben beweisen, **Dr. Cremer's schmerzstillende Einreibung „Hermentan“.** Flasche für mehrwöchentlichen Gebrauch reichend Mk. 3.-. **Dr. Cremer & Schob, Cöln-Ehrenfeld.** Versand erfolgt nur durch unsere Depot-Apotheken.

# Nebrauer Anzeiger

## für Stadt und Umgegend.

Gratistbeilagen:

Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 59.

Nebra, Sonnabend, 22. Juli 1916.

29. Jahrgang.

### Die Reichsfleischkarte.

In absehbarer Zeit wird nun die von vielen Seiten immer wieder verlangte Reichsfleischkarte zur Einführung gelangen. In gewissen Kreisen der Bevölkerung werden schon jetzt an diese Neuordnung des Fleischbesorgerwesens Hoffnungen geknüpft, die sich kaum erfüllen werden. So wird allgemein die Ansicht geäußert, daß die künftige Fleischkarte ein Zeugnis dafür auf eine bestimmte Menge gewähren wird. Das eine solche Ansicht besteht, ist im höchsten Grade unrichtig. Bei den notwendigen Maßnahmen, die auf die Ergründung unserer Fleischbestände sowie auf eine ausreichende Erzeugung von Milch und Butter genommen werden müssen, ist es völlig unmöglich, die Anlieferung von Schlachtvieh so gleichmäßig zu gestalten, daß auch nur mit einiger Sicherheit für eine bestimmte Zeit die gleiche Fleischmenge allen Verbrauchern geliefert werden kann. Willte man durch die Reichsfleischkarte ein Zeugnis für den Verbraucher einführen, dann müßte jedenfalls die Fleischmenge außerordentlich gering festgelegt werden, was doch keineswegs im Interesse der Verbraucher läge.

Es ist ferner auch nicht anzunehmen, daß die Reichsfleischkarte für die gesamte Bevölkerung des Deutschen Reiches eine gleichmäßige Fleischmenge festsetzen wird, und daß auch in Friedenszeiten die Bedürfnisse nach Fleisch nach Stadt und Land, wie in den verschiedenen Landesstellen grundverschieden. Diesen Unterschied im Verzehrer, ist kein Anlaß gegeben. Denn dabei würde unbedingt der Fleischverbrauch in den Städten herabgesetzt werden müssen zugunsten der Verbraucher in ländlichen Bezirken, die nicht denselben Bedarf nach Fleischmenge haben wie die städtischen Verbraucher. Die Festsetzung einer einheitlichen Fleischmenge für das ganze Reich würde also nur nachteilig sein, ohne irgendwelche Vorteile zu bringen. Man kann vielmehr annehmen, daß auch in Zukunft, wie es gegenwärtig in Preußen und anderen Bundesländern gebräuchlich wird, bei der Zuteilung von Schlachtvieh auf die einzelnen Bezirke die Zahl der früheren Schlachtungen als Maßstab dienen wird.

Vor allem wird durch die Einführung der Reichsfleischkarte erreicht, daß überall in Deutschland Fleischkarten zur Regelung des Verkehrs eingeführt werden müssen, was bisher nicht der Fall war. Darüber hinaus aber wird die Reichsfleischkarte vermuthlich manche Vereinfachungen bringen. So darf man annehmen, daß überall gleiche Maßstäbe für die Fleischmenge eingeführt werden, während gegenwärtig in dieser Beziehung zwischen Nord- und Süddeutschland noch erhebliche Unterschiede bestehen. Im höchsten wird die Fleischkarte eine Sperrkarte bleiben, die keinen Anspruch gewährt. Durchaus bedauerlich ist die nicht ausreichende Festlegung der Fleischmenge, die auf Grund der Fleischkarte bezogen werden kann, und aus diesem Grunde scheint es wahrscheinlich, daß man auch bei der Reichsfleischkarte an dieser Regelung festhalten wird.

Bei der Neuordnung des Fleischbesorgerwesens werden, wie aus Mitteilungen des Kriegsernährungsamtes hervorgeht, auch die Erzeuger einbezogen werden. Dabei darf es als sicher gelten, daß auf sie die wichtigste Maßnahme genommen werden wird, um nicht dem kleinen Landwirt und dem Kleinviehhalter die Luft zur Nahrung eines oder zweier Schweine zu nehmen. Mit der Einführung von Schweinen ist stets das Risiko eines Verlustes der angewandten Mittel und Mühe durch Eingehen der Tiere verbunden. Es muß daher dem Schweinezüchter bei der Maximierung des Fleisches ein Ersatz für dieses Risiko gegeben werden, der ihn besser stellt als der Verbraucher, der nicht Erzeuger ist. Jede Maßregel, die eine Einschränkung der Schweinezahl zur Folge hätte, wäre im höchsten Grade verhängnisvoll für unsere Volkswirtschaft. Der Präsident des Kriegsernährungsamtes hat deshalb auch bereits angedeutet, daß die aus Sanitätsgründen gewonnenen Vorteile zwar in angemessener Umfang angedehnt werden, daß aber den Inhabern dieser lebenserzeugenden Waren auch ein gewisser Anspruch auf den Bezug von Fleisch auf Grund von Fleischkarten gegeben werden müsse. Die kleinen Schweinezüchter können hieraus entnehmen, daß sie durch die Einführung der Reichsfleischkarte nicht um die Früchte ihrer Arbeit gebracht werden sollen.

Jedenfalls wird die Einführung der Reichsfleischkarte uns einen Schritt näher zur allgemeinen und gleichen Verteilung der Vorräte bringen. Fleisch liegt gerade darin ihre besondere Bedeutung, daß es das Wichtigste in

allen Volksteilen stärkt, daß alle den gleichen Verzehr leisten, daß alle gleichen Anteil an den Produkten des Landes haben.

### Verschiedene Kriegsnachrichten.

#### Soll Deutschland zur Gegenseitigkeit scheitern?

Zu dieser Frage äußert sich der militärische Mitarbeiter der „Mittleren Post“: Mehrfach ist in der Presse die Frage aufgeworfen worden, ob von deutscher Seite eine Gegenseitigkeit wahrscheinlich ist. Diese bestand aber schon im voraus im Stellungsgangriff auf Verdun, dessen glückliche Weiterführung wohl als scharfste Aufgabe gegenwärtig zu gelten darf. Dort sind in der letzten Phase weitere erhebliche Fortschritte gegen die zweite Verteidigungslinie erzielt worden. Derselbe Gegenangriff an der Somme sind außerdem im Gange. Eine Offensive nach einem dritten Abschnitt der Westfront würde bis zu einem gewissen Grade der Ansicht der Gegner entgegenkommen, die deutschen Schritte auf zunächst breiter Front in entscheidende Kämpfe zu verwickeln, und ist daher wohl nur dann zu erwarten, wenn Aussicht auf einen durchschlagenden Erfolg besteht.

#### Die Lage bei Verdun.

Die letzten französischen militärischen Tätigkeitsnotizen gleichen über die den Erwartungen durchaus nicht entsprechenden, Tag und Nacht fortgesetzten Vorträngen des Generals Nivelle hinaus, der deutschen Hauptstellung näher zu rücken. Wahrscheinlich war, wie das „Journal des Débats“ und andere Fachblätter merken lassen, mit Hilfe der anderen Kampfbündnisse, vermuthlich auch der Champagne einmündigen Verbündeten die deutschen Bewegungen gegen Souleuvre und Trarannes durch Bedrohung der Reservepositionen in die Handlung zu zwingen. Die letzte Mitteilung des Generals Nivelle, wonach der Gefechtsstempel von Souleuvre mit gesteigerter Heftigkeit los, beweist deutlich genug das Scheitern der französischen Absichten.

#### Portugals „Rüstungen“.

Die Hoffnung des Vierbündnisses auf Hilfe Portugals scheint gänzlich betrogen worden zu sein. Umgekehrt werden ebenfalls die Portugiesen eines solchen Zuges mit Chancen der englischen Freundesdienste denken. Der portugiesische Ministerpräsident erklärte einem Mitarbeiter des „Globe“, die ungünstige finanzielle und wirtschaftliche Lage des Landes verhindere es, den Verbündeten eine große portugiesische Armee zur Verfügung zu stellen. Portugal kann keine Heere von Mannschaften und Kapital nicht unterstützen. Die Militärtruppen würden weder 50 000 noch 100 000 oder mehr Mann betragen, vielmehr gerade das Gegenteil und nicht mehr. Die Wünsche Portugals würden im Einklang mit den Verbündeten gelöst.



### Clemenceaus Bekenntnis.

Frankreich von England abhängig.

Der ehemalige Ministerpräsident Clemenceau ist ein abgerundeter und unerbittlicher Kritiker der französischen Regierung. Aber mit Hilfe des Genes unter dem Namen „Der Anzeiger“ tritt er häufig mit sehr weissen Seiten auf. Nun aber hat ein Mitarbeiter Clemenceaus einem Genes Journalisten Mitteilungen über die Artikel Clemenceaus gemacht und zugleich ihm von einer Unterredung erzählt, die Clemenceau mit einem englischen Zeitungsmann hatte. Sie betraf die englischen Stellungnahmen über die verschiedenen Verhandlungen wieder. Clemenceau sagte u. a.:

Man erzählt in England, ich sei ein Gegner des englisch-französischen Bündnisses. Diese Ansicht ist falsch, im Gegenteil vernehme ich gar nicht die Vorteile, die ein freudiges Zusammenarbeiten mit England uns bringen würde, auch unter der Bedingung, daß ich nicht den militärischen Wert dieser Freundschaft, der leider nur zu spät praktische Bedeutung erlangt hat. Zwei Nationen, zwei englische Millionenheere auf französischem Boden, ich muß aber gestehen, daß es mir sicher wäre, sie würden schon auf deutschem Boden. Die englische Regierung hat die großen, nie wieder ausgleichenden Fehler gemacht, alles erst an sich heranführen zu lassen, bevor sie geeignete Vorkehrungen ergreift. Sie hat eine Kriegspolitik getrieben, ohne genügend für den Krieg vorbereitet zu sein, sie hat sich von dem Glauben der Unberücksichtigung der französischen Armee zu hart beeinflussen lassen, mit einem Wort, sie hat bisher dilettiert.

Dieser Dilettantismus hat den Franzosen das Blut fast der gesamten französischen Jugend gekostet. Jetzt endlich hat England die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Wie die Dinge auf den Kriegsschauplätzen ausschlagen können, auch die diese Maßnahme natürlich freudig begrüßen. Im Hinblick auf ein zukünftiges freundschaftliches Zusammenarbeiten nach dem Kriege erachtet ich mir allerdings eben diese allgemeine Wehrpflicht als eine Bedrohung für uns. England wird nach dem Kriege nicht nur die härteste Seemacht sein, es wird auch mit Hilfe seiner Kolonien eine Riesennation anstellen können. Frankreich wäre dann zwischen zwei starken Militärmächten eingeklemmt. Wenn Frankreich in Zukunft eine selbständige Politik entwickeln würde, dann wäre die notwendige Folge eine Verhandlung zwischen Deutschland und England, denn nur fröhliche Leute werden behaupten wollen, daß die Feindschaft zwischen Deutschland und England ewig sein werde. Dazu empfindet der Engländer in politischen Dingen viel zu lebensfähig.

In dem Augenblick, wo England nach dem Kriege seinen Vorteil in einer Verhandlung mit Deutschland erblickt, wird die Brücke zwischen Berlin und London geschlagen sein. Die Weltgeschichte lehrt, daß England mehr als einmal gegen Frankreich die neuesten Freundschaften eingeleitet hat, wenn es seine Interessen verfolgte. Auch umgekehrt hat es England immer verstanden, seinen alten Freunden die Hand zum Freundschaftsbündnis zu reichen, wenn es seinen Vorteil darin sah, das beweist wiederum der letzte Krieg. Die Entwicklung Englands zu einer großen Militärmacht ist der Feind zum Mitspieler zwischen England und Frankreich. In Zukunft wird England entweder die allgemeine Wehrpflicht oder uns opfern müssen.

### Politische Rundschau.

#### Deutschland.

Die Frage der dauernden Eingehung der Sommerzeit bildet den Gegenstand von Ermüdungen an den letzten Tagen. Die preussischen Minister der öffentlichen Arbeiten, des Innern, für Handel, Unterricht, Landwirtschaft und der Finanzen haben einen gemeinsamen Entwurf an den Oberpräsidenten über die Wahrung der Geltendmachung der Sommerzeit ergehen lassen. Die Minister erließen die Oberpräsidenten, sich nach Änderung der Regierungspräsidenten, Eisenbahndirektionen, Staatspräsidenten der Ober-Zolldirektionen, Oberbergämter, königlichen Bergwerksdirektionen, Provinzialparlamenten, der Handelsvereinigungen, der Handwerkskammern, Landwirtschaftskammern, der Reichs- und Provinzialparlamenten, der Landesparlamente und anderer geeigneten Stellen bis zum 15. November 1916 ausführlich darüber zu äußern, ob die dauernde Vorverlegung der Stunden für die Sommermonate beibehalten wird und für welche Zeit.

Bei der Meile des Staatssekretärs des Innern Dr. Helfferich nach Süddeutschland handelt es sich um den ständigen Antifischbestand, den Dr. Helfferich den Oberhäuptern der Bundesstaaten in seiner neuen Eigenschaft als Staatssekretär des Innern abtrotzt. Natürlich wird Dr. Helfferich dabei auch Gelegenheit nehmen, mit den leitenden Ministern der Bundesstaaten die schwelenden Fragen zu besprechen.

In der Ersten württembergischen Kammer kam es zu einer spontanen Kundgebung für den Grafen Ferdinand v. Hoppell, der seinen Sitz zum erstenmal einnahm. Der große Gründer wurde vom Kammerpräsidenten mit einer Ansprache begrüßt, worin dieser ausführte, daß es der Kammer eine sehr hohe Ehre sei, den Erbacher der Zeit zu ihren Mitgliedern zählen zu dürfen.

In der Zweiten württembergischen Kammer kam Ministerpräsident Dr. Weizsäcker beim Eisenbahnetat auch auf die Frage der Vereinfachung der deutschen Eisenbahnen zu sprechen. Er führte dabei aus, die Eisenbahnenreformfrage sei während des Krieges vielfach mit den Bedürfnissen der Militärverwaltung in Verbindung gebracht worden. Die Bundesstaaten müßten angesichts ihrer finanziellen Verhältnisse nach dem Kriege auf das bestimmte erwarten, daß Bedürfnisse der Militärverwaltung hinsichtlich des Bahnnetzes aus Rücksichten beschränkt werden. Eine Ausdehnung der preussischen Eisenbahngemeinschaft auf andere Staaten wäre nur unter gewissen Bedingungen durchführbar gewesen. Ein Anschlag württembergischer an die Eisenbahnen sei so, wie die Dinge liegen, nicht mehr zu erreichen. Die Neuber der National-Liberalen, der Volkspartei und der Sozialdemokraten hielten sich nachdrücklich für die Förderung der Vereinfachung des deutschen Eisenbahnnetzes aus.

#### Frankreich.

Bei einem Empfang von Parlamentariern aus dem englischen Polen hielt Präsident Poincaré eine Rede, in der er die englisch-französischen Waffenbrüderschaft pries und begeistert schloß, daß alle Franzosen entzückt seien, wie der Allend in Fällern und Danks zwischen beiden Völkern schwindet. Ähnlich äußerte sich Ministerpräsident Briand. — Die letzte Dofnung der französischen Nachfolger bleibt eben England.

#### Solland.

In Regierungskreisen wird der Anlauf von Lauchschachteln nach dem Muster des deutschen Lauchschachtes „Deutschland“ erwogen. Man erwartet nur noch die Nachricht von der Ankunft der „Bremen“ in Amerika, um dem Jahre näher treten. Es ist zweifellos, daß bei dieser Eröffnung die wichtigste, wenigstens die wichtigste, ein großer Schritt zu betreten, eine große Rolle spielt.

#### England.

Im Unterhaus erklärte Ministerpräsident Asquith, daß die Regierung auf den Staat der militärischen und diplomatischen Stellen beschloß, daß die Urkunden über die Operationen an den Dardanelles und in Mesopotamien nicht zu veröffentlichen, da die vollständige Veröffentlichung der Urkunden dem Feinde wertvolle Aufschlüsse geben konnte. — Im Oberhaus, das ebenfalls energig Aufschluß über diese Operationen verlangte, wurde eine ähnliche Erklärung abgegeben.

Die von Sir Roger Casement gegen sein Todesurteil eingeleitete Berufung ist verworfen worden. — Sowohl in Irland wie in englischen Kreisen ringt die kurze amtliche Nachricht eigentlich. Man empfindet es allgemein als sehr sonderbar, daß die Verurteilung, die mehrere Tage dauern sollte, bereits am zweiten Tage zu Ende geführt worden ist. Casement hat angeblich beschlossen, sich in letzter Instanz an den Gerichtshof des Oberhauses, des höchsten englischen Gerichtshofes, zu wenden, falls der Generalanwaltschaft ihm die hierzu notwendige Erlaubnis erteilt.

#### Spanien.

Nach längeren Verhandlungen der Regierung mit der Generalität heilegt Ministerpräsident Romanones hat nach Besprechungen mit verschiedenen sozialistischen Republikanern sowie Vertretern des allgemeinen Arbeiterbundes den Zeitungen mitteilen lassen, die Ausständigen hätten grundsätzlich die Bildung eines freiberuflichen Ausschusses angenommen.

#### Amerika.

Der Stiefgerichtschof, der den Streit zwischen den Ver. Staaten und Mexiko